Holt
426

Weigelt

Hols 426

Weigelt

Die

nordfriesischen Inseln

vormals und jetzt.

Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner.

Zunächst bestimmt für Badegäste

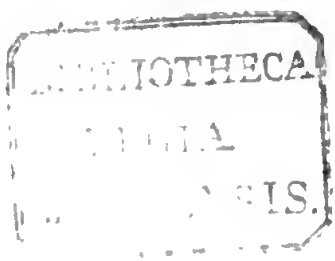
in Wyk auf Föhr.

Mit einer Karte der Insel Föhr und der nordfriesischen Inseln vormals und jetzt.

Von

G. Weigelt.

Hamburg,
Otto Meißner.
1858.


BIBLIOTHECA

Inhalt.

Einleitung. Zweck der Schrift. Hauptsächlich benutzte Werke. Geographische Bestimmungen. S. 1—10.

I.

Von Husum nach Föhr.

Die frühern Hoffnungen Husums. Die Reise über Land. Die Seereise. Viererlei Inseln. Ein Blick auf Nordstrand und Pellworm. Schilderung der Halligen. Wirkliche Unsicherheit und scheinbare Armseligkeit. Regelmäßige Abnahme des Landes und der Bevölkerung. Wohlstand und Zufriedenheit der letztern. S. 11—30.

II.

Die Insel Föhr.

Die Namen Föhr und Wyk. Der Flecken Wyk. Wyk als Badeort. Das Seebad. Frühere Ausdehnung der Insel. Marsch und Geest. Die Inseldörfer auf der Scheidelinie. Die drei Kirchen. Die Burg. Osterland und Westerlandföhr. Föhringer und Friesen. Dänische Einwanderer. Vogelkojen. S. 31—63.

III.

Eine Ausflucht nach den Inseln Amrum und Sylt.

Die Dünen Amrums. Die Mitte Sylts. Die nördliche Halbinsel List. Die südliche Halbinsel Hörnum. Bildung und Wanderung der Dünen. S. 64—77.

IV.

Reconstruction der alten friesischen Uthlande.

Die Watten, die noch übrigen Fundamente des frühern Landes. Die kleinen Seerinnen und die großen Wasserstraßen des westlichen alten Nordfrieslands. Entstehung der Namen Nordfriesland und Uthlande. Die alte Grenze gegen das Meer. Die Eintheilung in Harden. Historisches und mythisches Land. S. 78—90.

V.

Ebbe und Fluth. (Eine Episode.)

Unklare Vorstellungen. Ableitung des Hergangs aus der allgemeinen Gravitation. Scheinbarer Widerspruch zwischen Theorie und Erscheinungen. Keine Originalfluth im Atlantischen Ocean. Wahrer Ort der Originalfluth. Fortpflanzung derselben. Ausgleichung des Widerspruchs zwischen Theorie und Erscheinungen. Die Fluthbewegungen in der Nordsee. Bedeutung des englischen Kanals für die friesischen Inseln. S. 91—110.

VI.

Zertrümmerung der friesischen Uthlande durch Sturmfluthen.

Mangelhafte Nachrichten. Ominöse Heilige. Hans Kielholt. Die Verwüstung der nördlichen Gegend. Verwüstung der Mitte oder des Nordstrandes. Anhängung der südlichen Gegend an das Festland. Die Opfer der Sturmfluthen. Nähere Schilderungen. Wunderbare Lebensrettungen. Böse Folgen. Trauriges Schicksal der geretteten Nordstrander. Angeblich moralische Bedeutung der Sturmfluthen. Freundlich versöhnender Character des Meeres. S. 111—134.

VII.

Die Bewohner der nordfriesischen Uthlande.

Allgemeine Characteristik. Der Name. Erstes Auftreten der Friesen in der Geschichte. Die Zeit des politischen Einflusses. Wechselndes Verhältniß zu Dänemark. Schluß auf den Character. Das nationale Bewußtsein und der Egoismus. Karls des Großen Freiheitsbrief. Bauernrepubliken. Anhänglichkeit an das nationale Recht. Treue gegen die nationalen Götter. Art des friesischen Christenthums. Der friesische Character im Verhältniß der Geschlechter. Ausdauer in der Arbeit. Der Deichbau als Bedingung der Cultur. Die Friesen als tüchtige Seefahrer. Egoismus im Privatleben. Glückliche Vernunftanlage. Navigations- und Volksschulen. Characteristische Besonnenheit. S. 135—180.

Einleitung.

Zweck der Schrift. Hauptsächlich benutzte Werke. Geographische Bestimmungen.

Wenn diese kleine Schrift zunächst auch nur den praktischen Zweck hat, dem Fremden in einer wenig gekannten Gegend zur Orientirung zu dienen, so kann sie sich doch nicht auf das vor Augen Liegende beschränken, also etwa nur eine Anleitung geben, wie sich die Badegäste auf Föhr den Aufenthalt daselbst möglichst angenehm machen können, welche Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, welche Ausflüge zu Wagen, zu Fuß und zu Schiffe zu unternehmen sind. Dergleichen darf freilich auch hier nicht ganz unerwähnt bleiben; eine Orientirung aber, wie der Gebildete sie braucht, geht über die nächste Nähe und Gegenwart hinaus. An verfallenen Burgen und Schlössern will Niemand vorüberreisen, ohne eine Kunde von den einstigen Bewohnern und von der Art, wie jene zerstört wurden, mitzunehmen. Wenn nun auch auf den zu beschreibenden Inseln solche Monumente einer

Vergangenheit die Neugier oder Wißbegier nicht anregen, ja, wenn hier auch überhaupt nur wenig Anderes als die eisernen Klammern der Häuser, zu Jahreszahlen der Erbauung geformt, auf eine Zeit vor der jetzigen deutet, so ist doch weit und breit kein Landesstrich, der so wie dieser den Blick rückwärts richtet. Denn die Insel, wo der Fremde Gesundheit holt, und alle kleinern und größern umher gleichen im Wesen den verwitterten Grundpfeilern verfallener Schlösser, bei denen die Führer und Handbücher den Reisenden zum Verweilen nöthigen. Was aber sind alle Ruinen an den Flüssen und Bergen anderer Länder gegen diese mit Noth und Mühe geretteten Ueberreste? Freilich erscheinen sie dem Auge als solche Trümmer nicht; Wiesen und Kornfelder überdecken sie freundlich, Dörfer ziehen sich darüber hin, in denen zufriedene Menschen leben, während sich um jene der Epheu rankt und Schlangen unter den Schutthaufen wohnen. Aber wie sich an die Burgruinen schauerliche Sagen knüpfen, so an diese Trümmer fruchtbarer Länder eine noch schauerlichere Geschichte. Dazu sind auch sie, wenigstens zum Theil, demselben Verhängniß der gänzlichen Umwandlung verfallen; wo jetzt Kühe grasen und Schornsteine rauchen, werden dereinst Fische ziehen und Wellen schäumen. Nur die Zeit weiß Niemand.

Fast ebenso wenig, als an dem Lande selbst die geschehene Verwüstung, nimmt der Fremde an den Bewohnern die unheilvollen Erfahrungen ihrer Ahnen wahr. Die Leiden dieser haben in den Zügen und dem Leben ihrer Nachkommen keine anderen erkennbaren Spuren zurückgelassen als einen gewissen Zug der Schwermuth und eine dunkle flüchtige Erinnerung, die aber kaum den Genuß des gegenwärtigen Lebens stört. Glücklich in ihren Verhältnissen, sicher auf ihrem unsichern Grund und Boden, wohlhabend, kräftig und die Hei-

math liebend, verrathen ſie nicht, daß ſie die letzten Trümmer eines Volkes ſind, das der Wuth der Elemente hat unterliegen müſſen, wie andere Völker der Eroberungsluſt ihrer Nachbarn. Vorfahren, die im Kampf mit der Uebermacht fielen, leben im dankbaren Andenken ihrer Nachkommen, und ihre Heldenthaten verewigt Lied und Sage, an die Stätten geheftet, wo ſie kämpften und unterliegen mußten. Aber dem Kampfe mit gefühlloſen Elementen fehlt das Tragiſche, weil der Gegner nicht ebenbürtig iſt, keine Anſprüche geltend macht, kein Recht verficht. Nicht um eine hohe Idee gingen ſie in den Tod, ſondern wurden wie wehrloſe Schlachtopfer zu Tauſenden hingerafft, unter Wehklagen und Angſt, und die Zeugen ihrer ſtillen Ergebung oder der beſonnenen Anſtrengung zur Rettung der Ihrigen wurden mit ihnen ſelbſt ins naſſe Grab geriſſen. Dieſes aber trägt keine Inſchrift; ſein Brauſen wie ſein Farbenſpiel redet nur von der unmittelbaren Gegenwart.

Das iſt alſo das Eigenthümliche an dieſer Gegend, daß ſie eine großartige Ruine iſt, ohne den Anſchein einer ſolchen; daß ihre Bewohner die letzten Ueberreſte eines einſt bedeutenden Volksſtammes ſind, ohne die Phyſiognomie eines ſolchen, ja ohne den Schmerz und kaum ohne das Bewußtſein deſſen. Aber der Fremde, der in dieſe Gegend und unter dieſe Menſchen kommt, wird von einer Schrift, die ihm dort zur Orientirung dienen ſoll, oder die er zur Erinnerung mit in ſeine Heimath nimmt, verlangen, daß ſie zum wenigſten ſo viel leiſte, als z. B. in den Gebirgsgegenden jene Führer, die bei jeder hiſtoriſch denkwürdigen Stelle Halt machen und ihr Märchen oder ihre Geſchichte vortragen.

Die kleinen Broſchüren, die bisher mit beſonderer Rückſicht auf Sommergäſte geſchrieben wurden, ſind in der bezeichneten Hinſicht allzu mangelhaft; andere Schriften aber, welche

die Vergangenheit dieſes Inſelreiches behandeln, ſind meiſt zu ſpeciell für Leute, die nicht kommen, um an Ort und Stelle Geſchichte zu ſtudiren. Von jener erſten Art Schriften ohne Zweifel die beſte iſt das im Jahre 1824 geſchriebene Buch von Fr. von Warnſtedt: „Die Inſel Föhr." Für die Topographie und beſonders für die rechtlichen und Communalverhältniſſe der Inſel iſt es noch jetzt eine ſehr brauchbare Quelle. Aber nach welcher Norm die Abgaben vertheilt werden und was dergleichen für die Inſelbewohner allerdings ſehr Wichtiges mehr iſt, liegt dem Intereſſe des beſuchenden Gaſtes weit ferner als ſo manches Andere, was das Buch nicht enthält. Der berühmte Reiſende Kohl hat im Jahre 1846 in drei Bänden „Die Marſchen und Inſeln der Herzogthümer Schleswig und Holſtein" beſchrieben. Bekanntlich zeichnen ſich die Reiſebeſchreibungen dieſes Mannes dadurch aus, daß ſie unmittelbar und ohne ungehörige Reflexionen die Eindrücke ſo wiedergeben, wie ſie von ihm empfangen ſind; freilich aber auch in ſo zufälliger Weiſe wie der ſtets wechſelnde ſinnliche Eindruck. Wenn man eine Zeit lang in einer Gegend lebt, die Kohl beſchrieben hat, ſo merkt man recht, daß Sehen und Hören eine Kunſt iſt, die eigentlich nur Wenige verſtehen. Es iſt merkwürdig, wie dieſes Reiſegenie auf den erſten Blick ſo Manches wahrnimmt, was Andere erſt nach und nach entdecken, und wie er auch dem ſcheinbar Unbedeutenden und Gleichgültigen den ihm in der That gebührenden Werth zu geben weiß. In dem angeführten Werke ſind Föhr und die umliegenden Inſeln mit Vorliebe behandelt, ſodaß der Fremde, der über einzelne Gegenſtände und augenblickliche Verhältniſſe daſelbſt eine gründlichere Belehrung wünſcht, dieſelbe dort meiſt auch findet.

Die beiden namhaft gemachten Schriften berühren die Vergangenheit der nordfrieſiſchen Inſelgruppe ſelten. Zur Kennt-

nißnahme dieſer dienen aus neuerer Zeit „Die Lebens- und Leidensgeſchichte der Frieſen, von K. J. Clement, von der Inſel Amr'am; 1845"; und „Chronik der frieſiſchen Uthlande, von C. P. Hanſen in Keitum auf Sylt; 1856". Das nicht ohne Affectation geſchriebene Buch von Clement enthält viel intereſſante Einzelheiten. Aber da der Schmerz über ſeinen Volksſtamm, dem im Lauf der Jahrhunderte ſein nationales Bewußtſein faſt abhanden gekommen iſt, den ruhig betrachtenden Geſchichtſchreiber in einen zürnenden Propheten verwandelt, ſo iſt oft das Verſchiedenartigſte aneinander gereiht, wenn es nur geeignet iſt, den verglimmenden Funken noch einmal anzufachen; den Faden der Erzählung unterbricht ſtets die Klage, daß Kraft wie Ruhm dahin iſt, daß die Nachgebornen ihrer Väter nicht werth ſind. Wie aber ſollte die alte Sitte und das heimiſche Recht, wie ſollte der Zuſammenhang und das Bewußtſein der Nation erhalten werden, wenn dieſer der Boden unter den Füßen weggeriſſen ward? Da iſt Alles gewonnen, wenn nur der Menſch, der phyſiſche wie ſittliche, erhalten bleibt, und jedes andere Verlangen iſt unberechtigt. Ruhig und beſonnen gehalten iſt die angeführte Chronik auch eines Eingebornen; aber ſie theilt den Mangel aller chronikartigen Darſtellung, ſie heftet was auf einem beſtimmten Raum in einer und derſelben Zeit ſich ereignet, alſo das Heterogenſte, aneinander. Somit liefert ſie kein hiſtoriſches Bild, ſondern das Material zu einem ſolchen. Hanſens Buch iſt jedoch nicht durchaus nur Chronik; es giebt vielmehr ab und zu ſehr gute Ueberblicke und Zuſammenfaſſungen; ein Beweis, daß der Verfaſſer wohl eine Geſchichte ſeines ſpeciellen Vaterlandes hätte liefern können. Wenn nun auch die Quellen zu einer ſolchen nur ſpärlich fließen, ſo hat doch Profeſſer Michelſen durch ſein „Nordfriesland im Mittelalter", eine auf

Urkunden baſirte Darſtellung, bewieſen, daß es dem ſinnigen Geſchichtsforſcher möglich iſt, wenn er es nicht verſchmäht, in alten Staatsarchiven zu wühlen, ein Bild der Vergangenheit dieſer nordfrieſiſchen Lande zu zeichnen. Ohne Frage iſt dies mit hiſtoriſchem Sinn geſchriebene Buch das Beſte, was bisher über die Geſchichte Nordfrieslands veröffentlicht iſt.

Wenn für einen Geſchichtſchreiber Clement zu viel nationales Gefühl nicht hat, ſondern blicken läßt, ſo zeigt ein alter berühmter Chroniſt deſſen zu wenig. Zum Theil nach eigenen Erlebniſſen, zum Theil mit Benutzung vieler alten, meiſt lateiniſchen Schriften hat Anton Heimreich im Jahre 1666 und „erneuert" 1668 eine „Nordfrieſiſche Chronik" herausgegeben, die vornehmſte Quelle für die Kunde der nordfrieſiſchen Vorzeit. Heimreich war Prediger auf Nordſtrandiſchmoor, einem Theil der Inſel Nordſtrand, der aus der großen Fluth von 1634 übrig geblieben war. Von ihm rühmt Clement, daß er der einzige frieſiſche Prediger war, der die Wichtigkeit recht erkannte, das Gedächtniß der großen Waſſerfluthen, die Friesland verheerten, auf die Nachwelt zu bringen. In der That zählt er deren eine bedeutende Menge auf; und wenn er auch von den meiſten kaum mehr als die Jahreszahlen angiebt, ſo müſſen doch dieſe Partien des alten Buches auch denjenigen feſſeln, deſſen Intereſſe die Vergangenheit Nordfrieslands ferne liegt. Im Uebrigen wird wohl nur ſelten Einer, der unſere Gegend beſucht, ſich durch alle Einzelheiten dieſer werthvollen Chronik, die Stammregiſter der Könige und Herzöge, der königlichen und herzoglichen Staller wie auch vornehmer frieſiſcher Perſonen, durch die kahlen Berichte von äußern und innern Streitigkeiten, von der Gründung der Kirchen, wie durch die Regiſter der geſcheheuen Eindeichungen hindurchleſen. Aber nicht bloß für den Hiſtoriker anziehend iſt die Erzählung von alten Rechten

und Sitten, wie deren Verfall; auch spiegelt sich hier und da die Kultur jener Zeit in diesem Buche ab, z. B. in dem Glauben an die verschiedenartigen Warnungszeichen, die einer großen Fluth vorhergehen, aber leider immer erst hinterdrein als solche erkannt sind. Der Dreißigjährige Krieg ist auch in Friesland durch „einen erschrecklichen Kometstern" angezeigt; besonders merkwürdig aber ist, daß todte Walfische, wenn sie zu Friedenszeiten an den Strand treiben, Krieg, wenn aber zu Kriegszeiten, Frieden bedeuten.

Etwas früher, als der ebengenannte Autor seine Chronik verfaßte, hatte Johannes Meyer, „bestallter königlicher Mathematicus", vom dänischen Könige Friedrich III. den Auftrag erhalten, genaue Karten der einzelnen Aemter und Theile der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu entwerfen. Da er nun zur Herausgabe derselben einer Beschreibung bedurfte, ist mit ihm der Doctor Caspar Dankwerth, der „von seiner Jugend an große Lust und Liebe zu den Historien getragen", übereingekommen, eine solche Beschreibung dazu zu liefern. So ist im Jahre 1652 die „Newe Landesbeschreibung der zwey Herzogthümer Schleswich und Holstein" in Folio sammt vielen Karten zum Druck befördert. Die Beschreibung zeugt sowohl vom Studium der alten historischen Quellen, als auch von gewissenhafter Erforschung des damaligen Zustandes jener Länder. Dankwerth meint, es sei „unlieblich und unangenehm", in einer Landesbeschreibung nichts Anderes als Grenzen, Flüsse, Städte u. s. w. anzuführen; und wie er dann an die Materie gekommen, da ist ihm sein Buch unter der Hand gewachsen. Sein Text zu den Karten bildet eine anziehende Vereinigung von Geschichte, Rechtskunde und Geographie und ist mit mehr wissenschaftlichem Sinn als die Chronik des Predigers Heimreich abgefaßt. Die Karten aber sind mit einer für jene Zeit bewundernswerthen

Genauigkeit aufgenommen und mit großer Sorgfalt gestochen. Für unsere Gegend an der Westsee haben dieselben aber noch ein ganz eigenes Interesse. Die große Umwandlung, welche zum Theil zur Zeit Meyers und Dankwerths, zum Theil viel früher Küsten und Inseln daselbst erfahren hatten, lebte noch in der Erinnerung ihrer Bewohner; man wußte noch die Oerter der weggespülten Dörfer und Kirchen anzugeben, ja man wollte noch hier und da aus der Tiefe des Meeres das Läuten der versunkenen Glocken hören. Joh. Meyer ist deßhalb „fleißig den Tiefen nachgefahren, hat alte glaubwürdige Männer jederzeit mitgenommen", und hat auf diese Weise nicht nur das Verhältniß des Landes und Meeres, wie es zu seiner Zeit bestand, sondern auch in mehreren Karten das alte Nordfriesland gezeichnet, wie es vierhundert Jahre früher gestaltet war. Die Richtigkeit der Karten ist von den kritischen Gelehrten nicht im Großen und Ganzen, sondern nur in Einzelheiten bestritten worden. In ähnlicher Weise hat man aus übrig gebliebenen Fundamenten, Säulen und Fensterbögen alter Bauwerke, zusammen mit den darüber vorhandenen Sagen und Erinnerungen, ihre ursprüngliche Gestalt im Bilde wieder hergestellt.

Es ist sonst allerdings keine Sitte, in einer Schrift wie diese, die keinen wissenschaftlichen oder kritischen Zweck und Character hat, die hauptsächlichsten der neuern und ältern, den Gegenstand betreffenden Werke aufzuführen. Aber auch flüchtige Sommergäste, die sich durch Land und Leute angezogen fühlen, fragen mehrfach nach solchen, weßhalb der bedeutendsten hier Erwähnung geschah. Mit Ausnahme der beiden zuerst genannten, will sich denselben diese Schrift nicht zur Seite stellen. Denn ihr Maß liegt nicht so sehr in der dargestellten Sache, als vielmehr außerhalb derselben in der Wißbegier von Fremden, die auf eine kurze Zeit im Jahre

den beſchriebenen Inſeln einen Beſuch abſtatten. Selbſtverſtändlich geht ſolches Intereſſe mehr in die Weite als in die Tiefe; weßhalb es mit Rückſicht auf daſſelbe darauf ankommt, das vorhandene Material anſchaulich zu einem Bilde der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zuſammenzufügen.

Nach ihrem verſchiedenartigen Verhältniß zum Meere ordnen ſich die nordfrieſiſchen Inſeln in folgender Weiſe.

Zum Theil durch Dünen, zum Theil durch Erhöhung des Bodens geſchützt iſt Sylt, eine Inſel von faſt 5 Meilen Länge und einer Breite von $^1/_8$ bis $1^1/_2$ Meilen, mit faſt 3000 Einwohnern in 15 Dörfern; und Amrum, $1^1/_4$ Meile lang und $^1/_4$ Meile breit mit etwa 800 Einwohnern in 3 Dörfern.

Halb durch einen Deich und halb durch die hohe Lage des Landes geſchützt iſt Föhr, bei einem Umfang von 5 Meilen $1^1/_2$ Quadratmeilen groß; hat in 16 Dörfern 6000 Einwohner.

Ganz und nur durch Deiche geſchützt ſind Pellworm und Nordſtrand, deren jede ungefähr 1 Quadratmeile groß iſt und etwa 2000 Einwohner hat, die auf zerſtreut liegenden Werften wohnen.

Ungeſchützt gegen das Meer, ſodaß die Fluth ſie zuweilen überſpült, ſind die 15 Halligen, von denen ein paar unbewohnt ſind. Die Häuſer der bewohnten liegen auf Werften, auf denen allen zuſammen faſt 700 Menſchen leben. Die größten der Halligen ſind Hooge mit 70, Langeneß mit 57, Nordmarſch mit 34, Oland mit 27 Häuſern.

Dieſe Inſeln liegen an der Weſtküſte des Herzogthums Schleswig, zu welchem ſie mit Ausnahme einiger Diſtricte gehören, und zwar vom 25.° 56′ bis zum 26.° 37′ öſtlich

von Ferro. Sie umfaſſen alſo einen Raum geographiſcher Länge, innerhalb welches Bremen, Frankfurt a. M., Heidelberg, Mannheim, Luzern und Zürich liegen, mit welchen Städten ſie ungefähr die Tagesſtunden gleich haben. Ihre nördliche Breite reicht vom 54.° 27′ bis zum 55.° 4′. Sie haben alſo dieſelbe Entfernung vom Aequator wie Flensburg, Schleswig, Königsberg, Durham in England, die Inſeln Laaland, Falſter, Fehmern und Rügen. Wyk auf Föhr liegt 26° 14′ öſtlich von Ferro oder 4° weſtlich von Kopenhagen, 54° 42′ nördlich vom Aequator.

Die beigegebene Karte der nordfrieſiſchen Inſeln ſoll hauptſächlich nur das Verhältniß des übrig gebliebenen Landes zu dem untergegangenen verſinnlichen. Letzteres iſt nach einer der Meyerſchen Karten von 1240 in Dankwerths Landesbeſchreibung gezeichnet. Die Karte macht auf geographiſche Genauigkeit ebenſo wenig Anſpruch als die von Föhr, die beſtimmt iſt, dem Fremden, der die Inſel beſehen will als Wegweiſer zu dienen.

I.

Von Husum nach Föhr.

Die frühern Hoffnungen Husums. Die Reise über Land. Die Seereise. Viererlei Inseln. Ein Blick auf Nordstrand und Pellworm. Schilderung der Halligen. Wirkliche Unsicherheit und scheinbare Armseligkeit. Regelmäßige Abnahme des Landes und der Bevölkerung. Wohlstand und Zufriedenheit der letztern.

Der Reisende, den die Eisenbahn von Flensburg oder Altona nach Husum gebracht hat, wird vor seiner Weiterreise gewöhnlich hinreichende Zeit haben, letztere Stadt in Augenschein zu nehmen, es sei denn, daß der Stand des Wassers, den das abgehende Dampfschiff wahrnehmen muß, mit dem Eintreffen des Eisenbahnzuges zusammenfällt. Die Straßen Husums sind übrigens bald durchwandert, und außer dem im Jahre 1582 erbauten, zur Residenz der Wittwen schleswigscher Herzöge bestimmten Schlosse, das jetzt dem Amtmanne zur Wohnung dient, bietet die Stadt keine besondern Sehenswürdigkeiten. Einen kleinen sichern Hafen bildet eine Aue, auf welchen die Schiffe in den Hewerstrom gelangen, d. i. eine Seestraße zwischen der Halbinsel Eiderstedt und den gegen-

über liegenden Inſeln, die auch zur Ebbezeit Waſſer hält, während rund umher die Watten trocken liegen.

Es iſt der Stadt wie manchem Menſchen ergangen, der, betriebſam und glücklich in einer untergeordneten Stellung, ſeine Bedeutung ſchwinden ſieht, wenn er zu Rang und Würden kommt. Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts hat Huſum die Rechte einer Stadt erhalten, welche dem Orte lange waren verweigert worden, und zwar darum verweigert, damit derſelbe nicht, durch Gräben und Mauern befeſtigt, die Dithmarſchen anlocken und ihnen, wenn ſie ihn einnehmen würden, zur Verſchanzung gegen die Landesherren dienen möchte. Nachdem nun endlich der urſprünglich aus zwei Dörfern beſtehende Ort zur Würde einer Stadt erhoben worden war, ſank nicht lange nachher durch ungünſtige Verhältniſſe ſein Wohlſtand. Begründet ward dieſer vormals durch die glückliche Lage Huſums in der Nähe des Meeres und einer fruchtbaren Marſch, der einſt ſo großen und an Produkten reichen Inſel Nordſtrand gegenüber; denn hier war, erzählt Dankwerth, „ſo zu reden der Fleiſchſtapel, in deme das niedliche Marſchgut an Ochſen, Kälbern, jungen Lämmern u. dgl.“ zu Markte gebracht ward. Sind doch zur Zeit jenes Geographen in einem Jahre viertauſend Pferde zum Kriegsbedarf dort verkauft. Da die lange Weſtküſte der cimbriſchen Halbinſel den Schiffen nur ſehr wenig ſichere Häfen bietet, ſo iſt begreiflich, daß einſtmals ſogar die Kaufherren Hamburgs dem Aufblühen Huſums mit Furcht und Neid zuſahen. Man ſagt ihnen ſogar nach, daß ſie ſich eines eben nicht ſehr ehrenhaften Mittels bedienten, die Nebenbuhlerin unſchädlich zu machen. Als nämlich im Jahre 1472 Huſum ſich zum Abfall vom däniſchen Könige Chriſtian I. durch deſſen Bruder, einen Grafen von Oldenburg, verleiten ließ, da ſoll Hamburg, nachdem Letzterer beſiegt und vertrieben worden war, den

König in seinem ursprünglichen Plan, die Stadt zur Strafe ihrer Untreue an allen Ecken anzuzünden, bestärkt haben. Jedoch der König ließ sich erbitten, und es blieb bei Plünderung und hoher Geldbuße. Dies und spätere Kriegsdrangsale, wie auch eine dreijährige Einquartierung kaiserlicher Truppen im siebzehnten Jahrhundert, konnte eine Stadt verwinden, auf deren Markt die fruchtbaren Landstrecken umher ihre Produkte sandten. Als aber 1634 eine der unheilvollsten Fluthen in Nordfriesland diese Landstrecken und besonders den Nordstrand zum Theil gänzlich verwüstete, zum Theil auf lange Zeit unbrauchbar machte, da war dieser Handelsstadt ihr Lebensnerv abgeschnitten. Dankwerth spricht die Meinung aus, die sich auch nachher bestätigte, daß der Wohlstand sich nicht eher wieder heben würde, „bis der Nordstand, so der Hu„sumer Speisekammer und Kornspiker war, wie Sicilien der „Stadt Rom, si parva licet componere magnis, wiederumb „bedeichet werden möchte".

Letzteres ist jedoch nur zu einem kleinen Theil geschehen; und somit ist die Stille in den Straßen dieser Stadt ein trauriger Bewillkommnungsgruß, mit welchem das Meer den fremden Gast empfängt. Die Tücke desselben braucht er übrigens nicht zu fürchten; denn auf der Reise von Husum nach Föhr, die in etwa drei Stunden zurückgelegt wird, gehört selbst die gefürchtete, aber gefahrlose Seekrankheit zu den Ausnahmen.

Man hat sich jetzt so sehr an das Reisen mit Dampf gewöhnt, daß die Badelustigen oder Bedürftigen zum großen Theil von diesem Transportmittel die Wahl eines Seebades abhängig machen. Es läßt sich nicht läugnen, daß in Husum auf guten Wind warten müssen eben keine Empfehlung für das wyker Seebad sein würde, weshalb 1855 die Constituirung einer Gesellschaft zur Dampfschifffahrt an der West-

küſte für dieſes ein bedeutendes Ereigniß war. Wenn nun auch die Meiſten die Gelegenheit, ſchnell und ſicher an den Ort der Beſtimmung zu gelangen, benutzen werden, ſo muß doch hier auf den Weg zu Lande bis zur Fährſtelle Dagebüll, Wyk gegenüber, aufmerkſam gemacht werden. Bei ſchönem Wetter wird dieſe Reiſe Jedem, der noch kein Marſchland geſehen hat, manches Anziehende bieten. Kein Hügel, ja kaum eine Baumgruppe hemmt die Ausſicht vom offenen Wagen aus, der auf den vortrefflichen Sommerwegen leicht dahin rollt; kein unfruchtbarer Haideſtrich unterbricht das friſche Grün der von zahlloſen Gräben durchſchnittenen Wieſen, auf denen das blanke Rindvieh wiederkäut; das Korn ſchwankt ſchwer auf hohen Halmen. Der Weg geht nicht von Dorf zu Dorf, ſondern von Haus zu Haus, bald an kleinern vorüber, deren mehrere zuſammen auf aufgeworfenen Erdhügeln liegen, bald an ſtattlichen, mit Waſſergräben rechtwinkelig umzogenen Bauerhöfen, den Sitzen der durch ihren Reichthum unabhängigen Marſchbauern. Nach etwa ſechs Stunden ſieht der Reiſende an kleinen Maſten, die mit ihren rothen Wimpeln über den Deich hervorragen, daß er der Fährſtelle Dagebüll nahe iſt. Iſt der Deich erſtiegen, dann liegt das Meer ſtatt der Gras- und Kornfelder ausgebreitet da. Schwach hebt ſich vom Horizont die gegenüberliegende Küſte ab; das iſt Föhr. Bei gutem Winde in einer Stunde gelangt der Reiſende auf einem mit einer Kajüte verſehenen Boote in den Hafen Wyks.

Jedoch kann es auch treffen, daß in Dagebüll auf Wind und Waſſer gewartet werden muß; darum wird die Mehrzahl die ihnen gebotene Gelegenheit, mittelſt des Dampfſchiffes den Weg von Huſum in drei Stunden zurückzulegen, lieber benutzen, und dieſen wollen wir jetzt mit mehr gründlicher Berückſichtigung der Gegend umher vertreten.

Während zu Anfang der Fahrt rechts über den Deich des

Festlandes, von den Insulanern „Fastewall" genannt, Kirchthürme und Mühlen hervorblicken, taucht zur linken Seite die erste jener kleinen Inseln auf, deren bald mehrere rechts und links vom Schiffe erscheinen, zuweilen so nahe, daß Häuser und weidendes Vieh deutlich zu erkennen sind. Wenn das Wasser den höchsten oder nahe den höchsten Stand erreicht, so ragen diese Inseln nur wenige Fuß über dasselbe hervor; die sanfte Abdachung, die sich vom Wiesenlande ab in die tiefern Wasserstraßen hinabzieht, ist alsdann von den Fluthwellen überdeckt; unter der grünen Rasendecke ist nur noch eine scharf abfallende Schicht dunklen moorigen Marschlandes sichtbar, sodaß es das Ansehen hat, als liegen diese grünen Eilande mit ihrer schwärzlichen Unterlage schwimmend auf dem Wasser. Das sind die Halligen, klein an Umfang und an Menschenmenge, aber interessant wegen ihrer eigenthümlichen Verhältnisse, von denen sogleich das Wichtigste erwähnt werden soll. Man bezeichnet aber mit dem Worte der Hallig, das nach Adelung mit Halde oder Hügel dasselbe ist, alles am Meere gelegene Land, das von der Fluth ganz oder zum Theil überschwemmt wird, hänge dasselbe nun mit dem Festlande zusammen, oder sei es von demselben getrennt, wie unsere im engern Sinne so genannten Halligen.

Im Westen von der ersten derselben, die dem Reisenden zu Gesichte kommt, erscheint eine Insel anderer Art am Horizont, Nordstrand, und später noch weiter nach Westen Pellworm, die beiden größten Trümmer des vorhin erwähnten Nordstrandes. Dieselben sind mit einem Gürtel von hohen und festen Deichen umgeben, und so vor dem Andrang der größern Fluthen geschützt. Eine dritte Art Inselland bildet Föhr, das theilweise durch die Erhebung seines Bodens dem Meere unzugänglich, zum Theil aber wie Nordstrand und Pellworm gesichert ist. Liegt das Ziel der Reise nicht in der

Mitte dieſes kleinen Archipels, ſo kommt dem Reiſenden in Amrum und Sylt eine vierte Art von Inſeln zu Geſichte; denn dieſen hat die Natur in mehrfachen Dünenzügen eine hohe Schutzmauer gegen das von Weſten andringende Meer erbaut.

Nordſtrand und Pellworm, die in ziemlicher Entfernung bleiben, haben ganz das Anſehen der Feſtlandsmarſch, und auch ihre hinter den Deichen wohnenden Bauern haben den Character der Schifffahrt treibenden Inſelfrieſen gänzlich eingebüßt, weßhalb dieſe Inſeln nur ihrer Vergangenheit wegen zu den nordfrieſiſchen gezählt werden können. Selbſt die frieſiſche Sprache iſt hier durch das Plattdeutſch des Feſtlandes verdrängt. Von dieſen beiden Inſeln hat das am meiſten nach Weſten hinaus gelegene Pellworm mehr als Nordſtrand durch heftige Fluthen zu leiden, und beide Inſeln wieder bilden für das Feſtland einen hinausgeſchobenen Sicherheitspoſten. Jede derſelben enthält auf ungefähr einer Quadratmeile den fetteſten Acker- und Wieſenboden; auf jeder wohnen ungefähr zweitauſend Menſchen in Häuſern, die meiſt zerſtreut auf künſtlichen Erdhügeln, Werften oder Wurten genannt, gebaut ſind. Die Bevölkerung Nordſtrands beſteht aus Nachkommen von Niederländern, die in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſich hier niedergelaſſen haben.

Wer alſo einen Blick in die Marſch des Feſtlandes gethan hat, der kennt auch die Phyſiognomie dieſer mit ſo vieler Mühe und großem Koſtenaufwande dem Meere abgewonnenen Inſeln. Wenn im Sommer die unchauſſirten Wege eben gefahren ſind, iſt das Reiſen daſelbſt eine Luſt, aber bei Nebel und Regenwetter im Herbſt und Frühjahr iſt es mit der Reiſeluſt zu Ende. Alsdann haben die Wege allmählig die Conſiſtenz eines dicken Breies angenommen, in welchen die Räder bis an die Achſen verſinken, und während die Pferde

ſich aus der klebrigen Maſſe mühſam herausziehen, ſind ſie kaum im Stande, den Wagen von der Stelle zu bringen. Am ſchnellſten reiſt man dann, wie Hebel das nennt, auf des Schuhmachers Rappen; doch kann es auch vorkommen, daß man ein ſolches Roß unterwegs läßt und merkt es kaum, wie es jenem tapfern Fußgänger auf Pellworm einmal ergangen iſt. Denn als er Abends matt und müde im Wirthshaus angelangt war, forderte er zu allererſt einen Stiefelknecht, weil ihm die Stiefeln ſchwer geworden waren. Den vom rechten Fuß brachte er glücklich herunter; das Mädchen leuchtete ihm dazu; beim linken Fuß aber ging das nicht ſo gut; er zog und zog, und der Stiefel blieb wo er war, nämlich irgendwo auf dem Wege. Er hatte die Reiſe nur halb mitgemacht, und ſein Herr hatte das erſt bemerkt, als die Dienſtmagd mit dem Lichte in ein helles Gelächter ausbrach.

Dennoch ſind die Leute auf Pellworm und Nordſtrand, wenn ſie zueinander wollen, beſſer daran als die Bewohner der Halligen. Von dieſen gilt noch heute, was bald nach Chriſti Geburt der Römer Plinius ſeinen Landsleuten von einem Volksſtamm an der Nordſee berichtet. Er nennt ihn eine misera gens, ein bejammernswürdiges Geſchlecht; denn auf Hügeln wohnend, die durch Menſchenhände aufgeworfen ſind, gleichen ſie, wenn zwei Mal in vierundzwanzig Stunden alles Land umher überſchwemmt wird, Schiffenden, Schiffbrüchigen aber, wenn die Waſſer ſich wieder verlaufen haben.

Den Titel einer misera gens wird der Vorüberreiſende geneigt ſein, in Uebereinſtimmung mit dem alten Klaſſiker, den Bewohnern dieſer Inſeln zu ertheilen. Es geſchieht freilich nicht jedes Jahr, daß das über das Wieſenland getretene Meer ſeinen Schaum gegen die Fenſter der auf den Erdhügeln ſtehenden Häuſer ſpritzt oder daß, wie ſie dort wol ſagen, „der blanke Hans“ ans Fenſter klopft; aber wer von den

Halligleuten nur gut dreißig Jahre zurückdenken kann, hat Schrecklicheres als das erfahren. Noch 1825 wurden die Mauern vieler Wohnungen ganz oder theilweise weggeriſſen; daß aber für ſolchen Fall doch noch nicht Alles verloren iſt, dafür hat man beim Bau der älteren Häuſer Sorge getragen. Denn ihr oberer Theil ruht nicht bloß auf den Mauern, ſondern auf ſtarken Pfählen, die innerhalb der Häuſer ſtehen, feſt in die Erde gerammt. Dieſe tragen alsdann vielleicht noch den Boden, wohinauf die Menſchen ſich ſelbſt, ihr Vieh und ihre Habſeligkeiten geflüchtet haben, und wo ſie in Angſt den gänzlichen Einſturz des ſchwankenden hölzernen Säulenfundamentes erwarten. Hinter dem hohen Haffdeich des Feſtlandes tiefer ins Land hat faſt jedes Haus ein Boot auf dem breiten Waſſergraben, wohinein man ſich im äußerſten Nothfall retten kann; aber den Halligbewohnern würde das nichts nützen. Denn während dort das über die Deiche geſpülte oder durch die eingeriſſenen Wehlen hereingedrungene Waſſer ſich ausbreitet zu einem mehr ruhigen ſalzen Binnenſee, tobt hier die Brandung gewaltig, und wer ſich in ein kleines Boot flüchten wollte, wäre, wenn ihm das auch gelänge, ſicher verloren. Wenn nun auch ſeit 1825 die Fluth ſo furchtbar nicht gewüthet hat, ſo tritt ſie doch wol zu den Wurten hinan, ſpült öfter an die Fundamente der Wohnungen, fließt in die ausgemauerten Ciſternen, die das ſorgſam geſammelte Trinkwaſſer enthalten, wie in die Fädings, die größeren Baſſins, woraus das Vieh getränkt wird. So leiden ſie Durſt wie verſchlagene Schiffbrüchige, müſſen Trinkwaſſer vom Feſtlande oder Föhr holen. Solch' großes Unglück ereignet ſich freilich nicht jedes Jahr, in welchem Falle dieſe armen Menſchen wohl genöthigt wären, ihre Heimat dem Meere preiszugeben. Aber doch geht jährlich mehrmals die Fluth über die Wieſen hin, trennt eine Werfte von der andern und

macht den von Natur fruchtbaren Boden untauglich, etwas Anderes als Gras zu erzeugen. Darum durchſchneidet kein Pflug das Land, hier wird nicht geſäet: und da auf den Wurten die Häuſer ſehr nahe aneinander liegen, ſo fehlt es auch an Raum zu ausreichendem Gemüſe- und Kartoffelbau; jedoch gedeiht der Kohl um die Häuſer der Wurtdörfer, und für kleine Blumengärten ſind hier und da einige Fuß breit Erde übrig. Schattige Bäume ſieht man nur ſelten; ab und zu drängt ſich ein verkrüppelter Baum, ein Hollunder, ängſtlich an die Mauer. Brennmaterial liefert dieſen Inſulanern ihre ſtiefmütterliche Heimat nicht; den Torf holen ſie ſich wie das Mehl; doch formen ſie den Dünger ihrer Viehſtälle und trocknen ihn an der Sonne, um mit dieſen ſogenannten Ditten im Winter ihre Oefen zu wärmen. Mir erzählte Jemand, daß er bei einem Beſuch auf einer der kleineren dieſer Eilande den Prediger antraf, wie dieſer eben im Schlafrock mit ſeinem Spaten ſolche Ditten formte. Ein anderer Prediger beſchafft mit ſeiner Familie ſeine Heuernte ſelbſt; ſeine Frau und Töchter tragen in ihren Schürzen das Viehfutter den Wurthügel hinan auf den Boden ihres Hauſes. In einer Hinſicht ſind ſomit dieſe Prediger den apoſtoliſchen Sendboten mehr ähnlich als die hohen, hochbeſoldeten Würdenträger der Kirche; die Predigt von der Nachfolge des armen Chriſtus wird ihnen nicht durch fette Pfründen bequem gemacht. Das Heu, die einzige Frucht und den ganzen Reichthum dieſer Leute raubt ihnen oftmals das neidiſche Meer. Denn nicht ſelten ereignet es ſich, daß auch im Sommer die Fluth übertritt, das gemähte und ſorgſam gehäufelte Gras wegſchwemmt, oder Steine und Muſcheln darunter wirft, daß es unbrauchbar wird. Die Fluth kommt zu ſchnell, als daß man es immer retten könnte, auch müſſen ja erſt die Schafe und Kühe zuſammengetrieben und auf den Wurten geborgen werden. Wird nun die Ernte

in dieſer Weiſe geſchmälert, ſo bleibt den Halligbewohnern nichts Anderes übrig, als ſich von einem Theil ihrer Schafe und Kühe zu trennen, dieſelben den Winter über irgendwo in Fütterung zu geben oder zu verkaufen, was ſie auch thun müſſen, wenn das ſalze Waſſer in ihre Fädings läuft.

Während im Herbſte die einzelnen Werften öfters durch die Fluth voneinander geſchieden ſind, iſt es wol auch des Eiſes wegen im Winter wochenlang unmöglich, die Inſel ſelbſt zu verlaſſen. Was dann die nahe und ferne Welt erſchüttern möge, der Halligbewohner ahnt nichts davon. Das wäre noch zu ertragen, da er die nutzlos geführten Kriege, die Pläne der ſtaatlichen und kirchlichen Politik immer früh genug erfährt. Aber fühlbar wird das Schreckliche dieſer Verlaſſenheit, wenn ein Glied der Familie erkrankt. Dann müſſen die armen Leute warten bis zur Ebbezeit; ſie gehen von ihrer Hallig durch den Schlick über eine andere zum feſten Lande, um Arzt und Arznei zu holen, wohl ſieben bis acht Meilen hin und zurück. Und auch das iſt nicht immer möglich.

Die Erde iſt ſo groß, was feſſelt dieſe Menſchen an ihre armſelige Scholle? Sie verlaſſen ihr Vaterland nicht, wenn ſie auch Vermögen genug haben, um bei ihren geringen Bedürfniſſen an einem ſichern Orte gemächlich zu leben. Sie fahren auf fremden Schiffen als Matroſen, Steuerleute und Capitäne zu Ländern, welche die Natur verſchwenderiſch bedacht hat, und auf dieſen Reiſen, wo ſie den Ueberfluß und Luxus kennen lernen und ihm dienen, haben ſie keinen andern Zweck, als ſo viel zu erwerben, daß ſie ihre Tage auf einer jener Werften beſchließen können. Sie verlaſſen ihr Vaterland nicht, aber ihr Vaterland verläßt ſie. Die Fluth nagt an dem lockern Grund, über den die Wieſendecke ausgebreitet iſt, und der Ebbeſtrom trägt unermüdlich die abgeriſſenen Theile mit ſich fort und legt ſie im Oſten an die Deiche des gegen-

überliegenden Feſtlandes. Hier erfüllt ſich recht buchſtäblich der bibliſche Ausſpruch: „Wer da hat, dem wird gegeben, „wer aber nicht hat, dem wird auch Das genommen, was er „hat.“ Und das vollführt das Meer nicht unbemerkt und langſam, ſondern in großer Haſt. So erinnern ſich die jetzt Lebenden ſehr gut an eine kleine Hallig, die nun gänzlich verſchwunden iſt, und es kommt vor, daß die Menſchen ihr Vaterland überleben, oder daß ſie daſſelbe anderswo, an den Deichen, als ſich begrünendes Außenland wiederfinden, auf welchem nun fremde Kühe graſen. Ungefähr eines Fahrweges Breite wird jährlich rund umher weggenommen; daher iſt es nicht zu verwundern, was ein Bericht von 1788 über die Abnahme dieſer Eilande mittheilt. Damals wurden Pfähle an dem Haffdeich, den der Reiſende zur rechten Hand hat, eingerammt, und ſchon im nächſten Jahre fand man, daß ſich das Material der Halligen ſechs Fuß hoch um dieſelben gelagert hatte. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat z. B. die Hallig Hooge, eine der wohlhabendſten, in je zehn Jahren den achtzehnten Theil ihres Gebietes verloren.

Hier vollführt alſo das Waſſer ſchnell, was an Ruinen langſam die Atmoſphäre; es iſt ein ſichtbares Verwittern. Außerdem macht das Meer bedenkliche Vorbereitungen, um ſich vielleicht einmal bei einer außergewöhnlichen Sturmfluth plötzlich ſeiner überdies ſichern Beute zu bemächtigen. An geeigneten Stellen dieſer Halligen, etwa wo ſich eine kleine Einbiegung befindet, lockert die anſpülende Fluth ein größeres Stück des Bodens, und der Ebbeſtrom entführt daſſelbe; langſam aber ſicher wühlt und gräbt nun das Meer landeinwärts, langt in den ſeltſamſten Schlangenwindungen ins Land hinein, bildet abſchüſſige, tiefe Kanäle, wo man ihrer nicht bedarf, und theilt, um ihrer beſſer habhaft werden zu können, die Beute in viele kleine Portionen. Dies macht für

einen Fremden die Wanderung von einem Hause zum andern ohne Führer sehr beschwerlich; man muß kreuz und quer entweder diese sogenannten Schloten umgehen, oder dieselben auf Balken, die an der einen Seite mit einem schwankenden Geländer versehen sind, überschreiten. Inzwischen benutzen die Halligleute die größern derselben als Einfahrten und Häfen.

Wenn man nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt oder in sein Dorf zurückkehrt, so findet man ein neues stattliches Haus an einer Stelle, wo früher ein Garten oder Acker lag, oder gar den Anfang einer neuen Straße. Dergleichen kennt man auf den Halligen nicht; die von ihren Reisen zurückkehrenden Männer finden die See näher an ihre Häuser gerückt; wie sollte denn Raum sein, neue anzulegen? Im Gegentheil bleibt wohl hier und da ein Wurthügel mit den Wohnungen darauf öde und verlassen liegen, jetzt hart am Meere, vor nicht langer Zeit noch mit Wiesenland rings umgeben. An einer andern Stelle sich neu anzubauen ist nicht Jedem möglich; denn das Land, worauf die Wohnung stehen soll, muß erst herbeigeschafft werden, und diese Arbeit ist kostspieliger als das Gebäude selbst. Hat sich jedoch das Meer zum Hügel einer Kirche, in welchem die Todten begraben liegen, den Weg gebahnt, so wird wohl der Umzug des Heiligthums und der Todten beschafft. Im vorigen Jahrhundert hat man z. B. auf den Halligen Gröde und Langeneß die bedrohten Gotteshäuser abgebrochen und weiter nach Osten wieder aufgeführt; ebenso bald darauf auf Nordmarsch, welche Hallig im Zusammenhang mit Langeneß den Horizont im Südosten Wyks begreuzt. Hansen erzählt in seiner Chronik, wie damals der Sohn des Predigers auf Nordmarsch bei seiner Rückkehr in die Heimath einen Theil der Kirchenwerfte weggerissen fand. „Die Todtenkisten",

ſchreibt derſelbe, „waren großentheils zum Vorſchein gekommen, „viele davon waren zerbrochen und die Gebeine allenthalben „zerſtreut. Hier ſah man auf funfzig Schritte das Feld mit „Todtenköpfen gleichſam beſäet, und die Gerippe der Körper „hin und her geworfen. Nachgehends ſind dieſe Gebeine auf „dem jetzigen Kirchhofe eingeſcharrt worden.“ Jedoch iſt dieſer Anblick noch lange ſo ſchrecklich nicht, als was man im Paſtorate der Hallig Gröde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfahren mußte. Damals riß eine Sturmfluth die Särge aus ihren Gräbern, dieſe ſtießen gegen die Wände des Hauſes und drangen ins Wohnzimmer. So kamen im Sturmgeheul die Todten, um die Lebenden zu ſich zu rufen. Hier iſt Stoff zu einer ſchauerlichen Ballade.

Wie die Inſeln allmählig zerbröckeln, ſo ſchwindet gleichmäßig ſeit lange ſchon die Zahl ihrer Bewohner. Beſonders nach großen Sturmfluthen, die gewaltige Veränderungen zurückließen, wurden Familien gezwungen auszuwandern, weil es ihnen an Mitteln fehlte, ſich in der Heimat ſtatt ihrer weggeriſſenen Wohnungen neue wieder aufzubauen. Einige haben freilich anderswo, wo man vor ſo ſchrecklichen Erfahrungen geſichert iſt, nicht ausdauern können, und ſind, wie das nach 1825 geſchah, auf ihre Inſel zurückgekehrt. Es giebt jedoch Halligen, die früher bewohnt waren und nun verlaſſen ſtehen, wie z. B. Norderoogh, wo gleichwie auf Süderoogh Tauſende von Seevögeln brüten. Auf jeder der beiden Inſeln Südfall und Süderoogh, die ſüdlich von Pellworm liegen, wohnt nur noch eine einzige Familie; Hamburgerhallig und Habel haben auch jede nur eine Wohnung. Sowie der Reiſende Nordſtrand im Rücken hat, erſcheint zur Rechten die Hallig Nordſtrandiſchmoor, deren Bewohner 1825 ihre Kirche verloren und ſich ſeitdem zu der auf Pellworm halten müſſen. Auf dem von Wyk aus deutlich erkennbaren

Nordmarſch wurde 1840 die Kirche abgebrochen, nachdem ſchon einige Jahre früher der Gottesdienſt daſelbſt aufgehört hatte. Jetzt hat dieſe Hallig nur noch etwa dreißig Häuſer, während ſie deren vor 1825 über achtzig zählte. Die meiſten Wohnungen, nämlich ſiebzig, zählt Hooge, deren Bewohner einſt die Spanier unter den Halligleuten hießen. Dieſe Inſel hat eine eigene Kirche, wie auch Oland; dagegen haben Langeneß und Nordmarſch eine Kirche gemeinſchaftlich und nach Gröde gehen die Bewohner von noch drei Halligen zum Gottesdienſt. Auf allen Halligen zuſammen leben jetzt nur noch an ſiebenhundert Menſchen, während auf Hooge allein gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nahe an fünfhundert gezählt wurden. Nach einer Volkszählung von 1769 waren ſämmtliche Halligen noch von zweitauſend Menſchen bewohnt, die ſich zu ſechs verſchiedenen Kirchen hielten; und doch hatten damals in eben dieſem Jahrhundert dieſe Eilande den dritten Theil ihres Landes, ihrer Häuſer und ihrer Menſchen eingebüßt. Die Meiſten waren in ihrer Heimath ſelbſt zu Grunde gegangen, Viele waren ausgewandert, Einige hatten ihren Tod in einem fernen Meere gefunden.

Das bisher Erzählte beſtätigt das oben angeführte Urtheil des gebildeten Römers über Menſchen, die auf einem Grund und Boden leben, von dem man nicht recht weiß, ob man ihn zum Meere oder zum Lande rechnen ſoll. Iſt das nicht wirklich eine misera gens? Gewiß, wenn man fremd an ihnen vorüberfährt und bedenkt, wie gut man es ſelber hat im Vergleich mit ihnen, kann man ſich des herzlichen Mitleids nicht erwehren. Wenn man jedoch, was jedem Beſucher dieſer Gegend zu empfehlen iſt, an einem heitern Sommertage jenen Leuten einen Beſuch abſtattet, ſo ſieht man recht, wie unabhängig vom Boden Glück und Zufriedenheit ſind, und das Mitleid kommt Einem abhanden, man weiß

ſelbſt nicht wie. Unangemeldet iſt der Fremde willkommen, denn gaſtfrei, wie alle iſolirt lebenden Menſchen, ſind dieſe Halligleute. Wer aber ſeinen Beſuch durch Bekannte vorher bei ihnen melden laſſen kann, der macht ihnen eine größere Freude. Kann das Boot vielleicht nicht unmittelbar ans Land ſtoßen, ſo kommen ſie barfuß über die Watten, um die Gäſte zu bewillkommnen, und tragen ſie auf ihren Schultern vom Schiff auf den Strand, wenn die Entfernung nicht zu groß iſt.

Daß nur Keiner ſich auf den Eintritt in eine ärmliche Wohnung gefaßt mache! Alles iſt hier eigenthümlich, behaglich und im höchſten Grade ſauber. Durch die klaren Fenſterſcheiben dringt das Sonnenlicht ungetrübt und beleuchtet ein zum Empfange vorbereitetes Zimmer. Die Wände ſind mit ſogenannten Kacheln ausgeſetzt, das ſind gebrannte und mit Glaſur überzogene Steine, entweder mit Arabesken oder mit Scenen aus der bibliſchen Geſchichte bemalt, wie man das häufig auf alten Oefen findet; an den Wänden hängen Bilder, zum Theil ſolche, die dem Geſchmack keine Schande machen; eine kleine Bücherſammlung, in welcher die Bibel nicht fehlen darf, ein Glasſchrank mit Porzellan und Silbergeſchirr, kurz Alles zeigt uns ſtatt der erwarteten Armuth vielmehr einen gewiſſen Grad von Wohlhabenheit, beſonders auf den größern der Halligen. Der Tiſch iſt mit ſauberm Leinen gedeckt, das Waſſer brodelt in dem blanken meſſingenen Keſſel; allerlei Backwerk, gutes Brot, Butter und Käſe iſt für den Gaſt zurecht geſtellt. Das Beſte aber ſind die über den Beſuch frohen Menſchen.

Man ſieht ſogleich, daß ſie auf ihren Seereiſen mehr als Geld erwerben; Erfahrung und eine gewiſſe ungeſchminkte Bildung zeigt ſich ſowol in dem Urtheil als in der Redeweiſe dieſer Leute; eine linkiſche Verlegenheit, die man ſo oft

bei Dorfbewohnern des feſten Landes trifft, iſt dem Weſen der Halligleute fremd; ſie behaupten im Gegentheil, dem Fremden gegenüber, eine beſcheidene, freundliche Sicherheit. Dazu ſteht ihnen ein gewiſſer Ernſt ſehr wohl; ſie ſind, wie alle Frieſen, nicht vorſchnell, aber klar in ihrem Urtheil, und überhaupt gilt von ihnen was ich über den frieſiſchen Character ſpäter noch zu erwähnen Gelegenheit haben werde. Die Halligbewohner lieben ein gutes Buch wie den geſelligen Verkehr, ſie ſtatten ſich fleißige Beſuche auf ihren Wurthügeln ab; die Kirche verſäumen ſie nicht, denn eine ungeheuchelte, von pedantiſchem Pietismus freie Frömmigkeit characteriſirt faſt Alle. Wenn der Prediger hier auch nur ein ſehr beſcheidenes Auskommen findet, ſo hat er für die Entbehrungen einen reichen Erſatz in dem leicht zu erwerbenden Zutrauen, der Anhänglichkeit und Liebe ſeiner Pfarrkinder. In minder kritiſchen Fällen iſt hier der Seelenarzt auch Arzt für den Leib, wie zuweilen auch Sachwalter und Notar. Nur auf Hooge iſt der Unterricht der Jugend vom Pfarramte getrennt; eine einzige Hallig hat einen Schullehrer, aber keinen Prediger; auf Langeneß, Oland und Gröde vereinen die Prediger die Pflichten und Freuden des Geiſtlichen, des Küſters und Jugendlehrers.

Da faſt alle jungen Leute ſich, ſobald ſie die Schule verlaſſen haben, der Schifffahrt widmen, ſich nicht ſelten ſpäter zum Range eines Capitäns auf fremden Schiffen emporarbeiten, ſo fällt während ihrer Abweſenheit den Frauen der größte Theil der Arbeit zu, die hier ſehr einfach iſt und den Männern nicht genug Beſchäftigung gewähren würde. Der Landbeſitz der Einzelnen beſteht in ſo oder ſo vielen Theilen Nuedsland; ein Nuedsland aber iſt ſoviel, als eine Kuh Weide im Sommer braucht, und als hinreicht, um für den Winterbedarf Heu zu liefern. Auf der zu einer Werfte ge-

hörigen Weide grasen dann die Schafe und Kühe der auf jener Wohnenden gemeinschaftlich; das zum Mähen bestimmte Land aber wird mit Rücksicht auf die hohe oder niedrige Lage oder auf die Bodengüte verlost. Somit ist der Besitz von mehr oder weniger Nuedsland eigentlich nur ein verschieden großes Anrecht auf den gemeinschaftlichen Grund und Boden. Wie nun auch die Witterung des Frühjahrs gewesen, und danach der Graswuchs ausgefallen sein möge, es wird zu Johannis immer bestimmt mit dem Mähen angefangen, aus Furcht, daß später das Wasser übertritt und die Hoffnung des Winters vernichtet. Zu der Heuernte werden Pferde vom festen Lande gemiethet und nach vollbrachter Arbeit wieder ausgeschifft. Butter, die leicht einen bittern Geschmack annimmt, weil die Milch der Kühe und Schafe zusammengethan wird, und eine nicht sehr feine Wolle sind die Produkte, welche die Halligbewohner ausführen, um für deren Ertrag in Husum oder Wyk ihre Lebensbedürfnisse einzukaufen. Manche machen sich auch einen Nebenverdienst durch den Fang der sogenannten Porren, einer in den Seestädten und auch weiter im Lande bekannten und beliebten Art von Krustenthieren, die in der Naturgeschichte Garneelen heißen; oder sie sammeln auf den kleinen Halligen sehr schmackhafte Vogeleier, die dort zur Brütezeit der Seevögel zahllos den Boden bedecken. Nach dem vorhin erwähnten Bericht über die Halligen von 1788 haben viele Arme auf Pellworm den ganzen Sommer über von diesen Eiern gelebt, und der einzige Bewohner auf Süderoogh hat mit denselben sogar seine Schweine gefüttert. Den hauptsächlichsten Ertrag aber liefert diesen Inseln der Seedienst ihrer Männer auf fremden Kauffahrtheischiffen; denn nicht vergeuden sie auf ihren Reisen das Erworbene, sondern schicken oder bringen es ihren Frauen, ihren Aeltern und Geschwistern. Dies besonders erklärt, zu-

ſammen mit der ſparſamen, aber durchaus nicht knickerigen Lebensweiſe, die auf mehreren dieſer Inſeln herrſchende Wohlhabenheit. Eigentlich Arme oder Darbende giebt es dort nicht trotz der beiſpielloſen Kargheit der Natur; ja im Vergleich mit den Einwohnern der Städte führen dieſe Inſulaner ein bequemes Leben; ſie ſind nicht, um ſich und die Ihren zu ernähren, verdammt, Sklaven der Arbeit zu ſein. So ſteht es denn auch gut mit den allgemeinen Angelegenheiten, ſo unbedeutend dieſe ſind; Communallaſten drücken die Einzelnen nicht. Dieſe kleinen Inſeln bildeten im vorigen Jahrhundert eigene Communen, hatten keine Schulden und erfreuten ſich, um was mancher Staat ſie beneiden könnte, eines guten Credits. Aber nach einer großen Fluth in der Mitte des vorigen Jahrhunderts veränderten ſich ihre günſtigen Verhältniſſe in etwas. Sie ſchloſſen ſich betreffs der Communalverwaltung an die Inſel Pellworm an, mit der ſie früher nur das Gerichtsweſen gemeinſchaftlich hatten, und tragen nun größere Laſten.

Somit bleibt von Allem, was unſer Mitleid rege machen könnte, nur die mögliche Gefahr; in allem Uebrigen können dieſe Inſulaner mit vollem Rechte über die „misera gens“ des gebildeten Römers mitleidig lächeln, denn dagegen ernſtlich zu proteſtiren, werden ſie ihrem Character gemäß ſchwerlich der Mühe werth halten. Das Vorurtheil, womit wir etwa ihr Land betreten, iſt verſchwunden, ehe wir Abſchied nehmen. Selbſt die baum- und kornloſe Gegend ohne Weg, aber nicht ohne Steg, macht einen eigenthümlich wohlthuenden Eindruck. Dicht aneinander gedrängt liegen auf den Wurthügeln die Wohnungen, zwiſchen denen und deren Gärtchen nur ganz ſchmale Fußſteige gelaſſen ſind. Lagert man ſich am Abhang eines ſolchen grasbewachſenen Hügels, ſo hat man, zumal im Sonnenſchein, einen Anblick einziger Art.

Rund umher der ſaftige Wieſenteppich ausgebreitet, mit ſeinen ſchmalen, unregelmäßig gewundenen Meeresbuchten; aus dem Grün erheben ſich in maleriſcher Unordnung die Wurten wie kleine Burgen, dazwiſchen weidende Kühe, und das Ganze eingefaßt von dem blanken Rahmen des Meeres. Indem man aber über die Wieſen hin von einem Hügel zum andern wandert, ſo verſchiebt ſich in die mannichfaltigſten Lagen das Verhältniß der emporragenden Werften. Schon dieſer landſchaftlichen Eigenthümlichkeit wegen iſt den Fremden in Wyk der Beſuch einer größern Hallig, wie beſonders Langeneß, zu empfehlen. Wir hatten die Fahrt mit einer ziemlich großen Geſellſchaft im Nebel angetreten; als dieſer ſich verlor, der Alles verdeckte, lag das Schiff an einer zum Landen ungünſtigen Stelle, das Waſſer lief ab und legte den Meeresboden bloß. Sowie die Leute, die uns erwarteten, unſer anſichtig wurden, kamen ſie barfuß eine kleine halbe Stunde über die Watten, und wir Alle, Herren und Damen, ſetzten uns ebenſo vom Schiffe aus in Bewegung; das von der Sonne durchwärmte Seewaſſer ſpielte bis an die Knöchel. Am Abend fuhren wir dann bei Mondſchein zu Wagen eine Strecke ins Meer hinaus; wo es tief genug wurde, ſtiegen wir in ein kleines Boot, das uns zurück in unſer Fahrzeug brachte.

Leichter von Wyk aus zu machen, aber nicht ſo lohnend iſt der Beſuch der Hallig Oland; ihre Häuſer ſammt der Kirche liegen vereinigt auf einer einzigen großen Werfte. Auf der Reiſe nach Föhr geht die Fahrt zwiſchen Oland und Langeneß hindurch. Rechts, und zwar auf erſterer Inſel, iſt ein etwas höheres abſchüſſiges Ufer ſichtbar; hier ſtand ehemals die Kirche, und in dieſem letzten Ueberreſte der faſt gänzlich weggeſpülten Werfte liegen noch einige Ueberbleibſel der frühern Inſelbewohner; andere Gebeine ſind, ſowie das Meer ſie aus der Erde herausſpülte, nach dem jetzigen Kirchhofe ge-

ſchafft. Wie lange werden ſie dort Ruhe haben? Alsbald kehren wir dieſer kleinen Inſel den Rücken, und keine andere verdeckt uns mehr den Anblick der vor uns liegenden Inſel Föhr, die nun in kaum einer halben Stunde erreicht iſt. Die Häuſer des Fleckens Wyk, die Mühlen und ſtumpfen Thürme heben ſich vom Horizonte ab; an den kleinen Hafen zur Rechten ſchließt ſich der Haffdeich, deſſen gleichförmige Linie das Auge am Horizonte hin verfolgt, bis er ſich bei dem ſogenannten Näshörn nach vorwärts biegt; rechts vom Flecken erhebt ſich im Gegenſatz zu jenem Deich ein ungefähr ebenſo hohes, ſcharf abgeſchnittenes Ufer.

II.

Die Inſel Föhr.

Die Namen Föhr und Wyk. Der Flecken Wyk. Wyk als Badeort. Das Seebad. Frühere Ausdehnung der Inſel. Marſch und Geeſt. Die Inſeldörfer auf der Scheidelinie. Die drei Kirchen. Die Burg. Oſterland und Weſterlandföhr. Föhringer und Frieſen. Däniſche Einwanderer. Vogelkojen.

Der Hauptort der Inſel, das Reiſeziel Derer, die des Bades wegen in dieſe Gegend kommen, die außerdem faſt nur von Geſchäftsreiſenden und ſelten einmal von einem Naturforſcher beſucht wird, iſt der gegen Südoſten gelegene Flecken Wyk.

Als noch das alte Nordſtrand, deſſen oben Erwähnung gethan iſt und von welchem ſpäter mehr die Rede ſein wird, bis ziemlich nahe an das Ufer des jetzigen Föhr herüberreichte, und auch der ſüdöſtliche Rand dieſer Inſel weiter in die See vorſprang, ſoll da, wo das Waſſer am ſchmalſten war, eine ſtark benutzte Fähre die Wyrichs- mit der Oſterharde verbunden und der ſpäter gebildeten Inſel den Namen gegeben haben. Auf den Meyerſchen Karten vom Jahre 1240 trägt eine der Erweiterungen der ſchmalen Meeresſtraße den Namen Iwenſee,

wie denn überhaupt wohl ſolche Ausbiegungen Seen hießen. Dieſelben gruben ſich an vielen Stellen, wie noch jetzt auf den Halligen, tiefer ins Land hinein, Buchten bildend, die ſich zu Landungsplätzen eigneten. Solche Buchten aber nennt Dankwerth Weichen und bemerkt: „den Niederſachſen heißet „Bucht eine Wieck, ſo ein alt gut teutſch Wort, von dem „Hineinweichen formiret.“ Ohne Zweifel hat eine derartige Einbiegung des erwähnten Iwenſees unſerm Flecken den Namen gegeben. Nach einer ältern werthvollen Beſchreibung der Inſel Föhr vom Organiſten Peters daſelbſt ſtanden bis zum Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts an dieſer Bucht oder Wieck nur einzelne Fiſcherhäuſer, zu denen damals der Schiffer eines nahen Dorfes einen Packraum baute. Die großen Fluthen in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts veranlaßten manche Bewohner des alten Nordſtrand, ſich in dieſer höher gelegenen, durch die Natur geſchützten Gegend anzuſiedeln, zu welchem Zweck ihnen eben dieſe Bucht geeignet erſchien. In wenig Jahren war es dort angebaut, ſodaß ſchon um die Mitte deſſelben Jahrhunderts einer der Geiſtlichen auf Föhr ſich verleiten ließ, die irdiſche Herrlichkeit des neu entſtehenden Ortes zu preiſen:

„Wyk, du biſt (acht' ich wohl) ein Luſthaus dieſer Inſel,
„Prunkſt alle Jahre mehr und hebſt dein Haupt empor.“

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte man daſelbſt nahe an zweihundert Häuſer mit faſt achthundert Einwohnern; zu Anfang des jetzigen aber nahm, wie in faſt allen Dörfern der Inſel, die Zahl der Häuſer auch in Wyk um etwa funfzig und die der Menſchen bis auf etwa ſechshundert ab, bis dieſelbe in den letzten dreißig Jahren zum wenigſten in Wyk die frühere höchſte Zahl überſchritt und augenblicklich bedeutend im Wachſen iſt. In zweihundert Häuſern wohnen jetzt tauſend Menſchen. Dieſelben ernähren ſich

meiſt von der Schifffahrt und dem Handel; doch ſind auch die hauptſächlichſten Handwerke vertreten, unter denen ſich die Goldſchmiedekunſt durch zierliche Filigranarbeit auszeichnet. Das frühere Dorf iſt 1706 zur Würde eines Fleckens erhoben, was die Einwohner jedoch mehr an den damit verbundenen Abgaben als an den Vorrechten ſpüren, in welcher letztern Beziehung das Verhältniß zur Landſchaft nicht hinreichend regulirt iſt. Damit zuſammen hängt die Trennung Wyks von der Landſchaft in Gerichts-, Verwaltungs- und Steuerangelegenheiten; jedoch iſt der Landvogt der Landſchaft Oſterlandföhr zugleich Gerichtsvogt für Wyk. Im Flecken iſt die Apotheke für die ganze Inſel, und augenblicklich ſind daſelbſt zwei Aerzte wohnhaft. Ein Poſtcomtoir vermittelt den täglichen Verkehr mit dem feſten Lande.

Seine Bedeutung verdankt der Flecken ſeinem kleinen, aber ſichern Hafen, dem beſten an dieſen für die Landung ungünſtigen Küſten. Nachdem der alte in mangelhaftem Zuſtande gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine Sturmfluth verſandet war, wurde mit bedeutender Unterſtützung der Regierung der jetzige im Anfang dieſes angelegt. Bei einer Breite von etwa ſechzig, einer Länge von fünf- bis ſechshundert und einem Waſſerſtande von zehn Fuß bei gewöhnlicher Fluth, bietet er ungefähr funfzig größern, aber über hundert kleinern Schiffen Raum. Im Winter zwiſchen 1813 und 1814 lag daſelbſt eine kleine, aus zwanzig Fahrzeugen beſtehende däniſche Flotille. Als im Jahre 1817 in Folge eines Deichbruchs dicht am Hafen das hereinſtürzende Waſſer eine große Höhlung wühlte, wurde dieſe durch eine Schleuſe mit dem Hafen verbunden; das mit der Fluth da hinein gelaſſene Waſſer wird, wenn bei Ebbezeit der Hafen trocken liegt, dazu benutzt, denſelben von dem eingedrungenen Meeresſchlamm und Sand rein zu ſpülen.

Am Abende des 7. Mai im Jahre 1857 war einige Stunden lang die Exiſtenz des Fleckens im höchſten Grade fraglich, indem eine Feuersbrunſt bei heftig wehendem Oſtwinde ungefähr die Hälfte deſſelben in Aſche legte. Bei dieſer Richtung des Windes liegt in vierundzwanzig Stunden zwei Mal der Strand in einer Breite von mehreren Hundert Fuß trocken; und eben in dem verhängnißvollen Augenblick der Entſtehung des Brandes war das Waſſer, das nach ſo vielem in dieſer Gegend angerichteten Unheil einmal hätte von großem Nutzen ſein können, vor den Hülfe Suchenden weit zurückgewichen. Die Häuſer des Fleckens ſind nahe aneinander gebaut, meiſt nur durch einen ſchmalen Durchgang voneinander geſchieden, und waren damals noch, bei nur einzelnen Ausnahmen, mit Stroh gedeckt. Als alle menſchliche Anſtrengung bereits lange vergeblich war, nahm der heftige Wind eine andere Richtung an, und indem die Flammen von dem noch verſchonten Theil des Ortes ſeitwärts hinweggetrieben wurden, war dieſer gerettet. Die Bewohner Wyks waren in jeder Beziehung auf den Angriff dieſes Feindes unvorbereitet geweſen; ſie hatten, durch keine ſchlimme Erfahrung belehrt, ihre bewegliche und unbewegliche Habe nur ſehr niedrig, letztere zum Theil gar nicht verſichert. Aber ihr Unglück fand eine unerwartet rege und thätige Theilnahme; bei dem Wiederaufbau ihrer Wohnungen wurden ſie durch zweckmäßige Maßregeln der Regierung wie durch reiche Geldſpenden von nah und fern unterſtützt, ſodaß ſchon vor Beginn des Winters faſt ſämmtliche eingeäſcherte Gebäude wieder aufgerichtet waren.

Es iſt alle Ausſicht vorhanden, daß auch hier, wie das ſo oft der Fall geweſen iſt, der augenblickliche Schaden zum Vortheil ausſchlagen wird. Denn eine Hauptnahrungsquelle für die Bewohner Wyks iſt das dortige Seebad. Aber ſchon

im Sommer vor dieſer für den Ort unvergeßlichen Kataſtrophe gebrach es an Raum für die fremden Gäſte, welchem Mangel nun in Folge jener abgeholfen iſt; denn die Wohnungen ſind mit Rückſicht hierauf größer und beſſer wieder aufgebaut, und außerdem hat Wyk größere und beſſere Gaſthöfe erhalten, von denen einige ſelbſt bedeutendern Städten zur Zierde gereichen würden.

Ohne alle Frage eignet ſich der Ort durch ſeine Lage vortrefflich zu einem Sommeraufenthalt für Solche, die in dem ſalzen Waſſer ihre Lebenskräfte ſtärken wollen. Ein Theil der Wohnungen liegt gegen den Strand gekehrt auf einem ſich von demſelben erhebenden Ufer, das ſelbſt die hohen Fluthen der vergangenen Jahrhunderte nicht überſtiegen haben. Auf demſelben ziehen ſich längs den bezeichneten Häuſern Baumreihen hin, eine für ein Nordſeebad, und noch dazu in unmittelbarer Nähe des Strandes, ſeltene Zierde. Dieſer Theil des Fleckens bildet ſomit eine ſchattige Promenade; vor den kältern Nordweſtwinden ſind die Spaziergänger durch die Häuſerreihen geſchützt, oder weiter unten am Strand durch das erhöhte Ufer; dagegen mäßigt die unmittelbare Nähe des Meeres die Hitze ſo ſehr, daß z. B. im Sommer 1857, während welches von allen Seiten über die Unerträglichkeit derſelben geklagt ward, das Thermometer in Wyk nur zwei Mal 21 Grad R. zeigte. Außer durch die Bäume hat die am Ufer ſich hinziehende Straße, der ſogenannte Sandwall, des Nachmittags, wenn die Tagesarbeit des Badens vollbracht und die Sitzung an der table d'hôte aufgehoben iſt, auch durch die Häuſer ſelber Schatten. Vor den Thüren werden darum für Die, welche nicht gerade Ausflüchte zu Land oder Waſſer machen, um dieſe Zeit die Kaffeetiſche arrangirt. Wem es nicht gelang, in dieſem Theil des Fleckens eine Wohnung zu erhalten, und wer auch hier nicht zu Gaſt gebeten iſt,

kann dieſelbe Annehmlichkeit vor einem am Strande liegenden Hôtel, oder vor dem zur Badeanſtalt gehörigen Reſtaurationslokal genießen, in der Nähe welches zwei Mal täglich ein böhmiſches Muſikcorps ſpielt Die Ausſicht von dieſem Sammelplatz der Sommergäſte iſt in hohem Grade anziehend. An einer Stelle grenzen Meer und Himmel aneinander; links zieht ſich in einer Entfernung von anderthalb Meilen der Deich des Feſtlandes hin, über den bei klarem Wetter Mühlen und Häuſer hervorragen; den Horizont rechts begrenzt ein Halbkreis von Halligwerften mit ihren Häuſern; bei niedrigem Waſſerſtand erſcheinen dieſelben durch eine ſcharfe Linie, welche das tiefe Wieſenland bildet, miteinander verbunden, zur Zeit der Fluth verſchwindet dieſe Verbindung dem Auge, und die Werften zeigen ſich als ebenſo viele Inſeln, im letztern Falle ſcheinbar mehr in die Ferne gerückt. Immer bilden ſie, bald halb in Nebel verhüllt, bald ſich ſcharf vom Horizont abgrenzend, bald wieder über den Waſſerſpiegel emporgehoben, kleine Bilder von anziehender Eigenthümlichkeit. Dieſelbe ſtärkere Verdichtung des untern Theils der Atmoſphäre, die für die erſtaunten Bewohner Reggios das jenſeitige Meſſina mit ſeinen Schlöſſern und Thürmen auf eine kurze Zeit als Fata Morgana aus dem Meere hervorzaubert, oder die franzöſiſche Küſte zuweilen dem ſüdlichen England ſichtbar macht, hebt auch zu Zeiten hoch über jenen Kranz von Halligen die Deiche, Bäume, Häuſer und Thürme des entferntern Pellworm hervor und rückt die Halligen und das Feſtland ſcheinbar höher und näher. Abgeſehen von dieſer ſeltnern Wirkung einer vermehrten Strahlenbrechung, bietet, beſonders für den Binnenländer, die ſtets wechſelnde, bald bewegte, bald ſpiegelglatte Oberfläche, das Steigen und Fallen des Waſſers, ſeine raſch wandelbare Färbung und Beleuchtung, ein ſtets anziehendes, tägliches Schauſpiel.

Die in neueſter Zeit angeſtellten gründlichen Unterſuchungen über die ebenſo überraſchenden wie ſchwer zu erklärenden Wirkungen des Seebades haben dargethan, daß ein nicht geringer Theil derſelben auf Rechnung der Seeluft zu ſtellen iſt. Alſo iſt die freundliche Beſchaffenheit und Lage eines Badeortes ſchon inſofern von Bedeutſamkeit, als darin für die Gäſte ein Reiz liegt, die Zeit ſoviel als möglich im Freien zu verbringen. Lange nicht bloß die Möglichkeit, in der See zu baden, macht einen Ort geeignet, ein Seebad zu ſein; der Badegaſt muß das Meer ſo zu ſagen vor der Thür ſeiner Wohnung haben, oder doch immer auf wenig Schritte dem Strande mit ſeiner erfriſchenden Luft nahe ſein. Durch alle Sinne und beſonders auch durch das Auge übt das Meer indirect ſeinen wohlthätigen Einfluß auf den leiblichen Organismus, und vielleicht iſt die ſtete Nähe jenes ebenſo wichtig als das Untertauchen in die Fluth. Da nun Wyk bei der unmittelbaren Nähe des Meeres anſtatt des, der Weſtſee ſonſt eigenthümlichen, kahlen und ſandigen Küſtenrandes ein freundliches Ufer hat, ſo iſt es durch die Natur recht eigentlich zu einem Seebade geſchaffen. Auch hat die Kunſt zur Verſchönerung der Gegend beigetragen. Um das oben erwähnte Spülbaſſin des Hafens iſt durch König Chriſtian VIII. ein freundlicher, parkartiger Garten angelegt, der bei allen Winden Schutz gewährt und es den Spaziergänger vergeſſen macht, daß er ſich ſo nahe der Weſtſee befindet, die ſonſt der Vegetation abhold iſt. Zu allen dieſen Vortheilen der Lage gehört beſonders auch die durchaus ungefährliche Beſchaffenheit des gegen Südoſten gerichteten Ufers, auf welches der Badeort erbaut iſt. Daſſelbe bildet mit dem daran grenzenden Strande einen vortrefflichen Tummelplatz für die Kinder, die, ohne daß die Aeltern Grund hätten, beſorgt zu ſein, ſich ſelbſt überlaſſen bleiben oder u-

mittelbar von den Wohnungen aus beaufſichtigt werden können. Es iſt eine Freude, zu ſehen, wie in wenig Wochen die Farbe der Geſundheit auf den bleichen Wangen der Kleinen erblüht, während ſie im Uferſande wühlen und Steine und Muſcheln ſammeln.

Von der in den Wohnungen herrſchenden Sauberkeit wird jeder Gaſt ebenſo angenehm angeſprochen als von dem freundlichen und zuvorkommenden Weſen ihrer Bewohner. Jene Sauberkeit iſt ein allgemeines Attribut der nordfrieſiſchen Häuſer, und wird ſchon dadurch garantirt, daß nach Clements Verſicherung die frieſiſche Sprache für das Wort „ſcheuern" faſt ein Dutzend verſchiedener Ausdrücke hat. Bei einer Nation, die hauptſächlich von der Schifffahrt lebt, wird die Sauberkeit bald zur andern Natur, beſonders wenn, wie es hier der Fall iſt, eigentliche Armuth faſt gar nicht herrſcht. Es bietet der ganze Ort das Bild eines beſcheidenen Wohlſtandes, dem die Einfachheit der Bauart und innern Ausrüſtung keinen Abbruch thut. Fehlt auch der Luxus ſo vieler renommirter Badeörter, ſo gleicherweiſe deſſen traurige Kehrſeite. Einem Bettler wird man hier ſo leicht nicht begegnen; vielmehr ſieht man es auch den abgelegenſten Wohnungen ſogleich an, daß ihre Bewohner nicht zu darben brauchen.

Der Werth des Fleckens Wyk als eines Badeortes wird dadurch noch bedeutend erhöht, daß der ſandige Boden reichliches und vortreffliches Quellwaſſer liefert, die Kühe der Marſchwieſen aber die Gäſte mit guter Milch verſorgen. Eben jene Lage des Ortes hält diejenigen Krankheiten fern, die in den Niederungen an der Weſtſee, wo das Trinkwaſſer in Ciſternen geſammelt wird, periodiſch herrſchen. Beſondere, durch die Lokalität bedingte Krankheiten kennt man hier nicht. So mächtig iſt der Einfluß des Meeres, daß ſehr oft die vom Feſtlande Kommenden bemerkt haben, wie die rauhen

Winde auf Föhr milder ſind. Freilich iſt hier, wie in allen von der Weſtſee beherrſchten Gegenden Norddeutſchlands, die Witterung launenhaft, ſodaß oft einem milden Tage ein kalter Abend folgt, und ſich an den Uebergang vom Fallen zum Steigen des Waſſers auch ein bemerkbarer Wechſel in der Atmoſphäre knüpft. Aber wie auf unſerer Inſel der Sommer weniger heiß, ſo iſt hier auch die Kälte des Winters weniger ſtrenge. Im Winter von 1857 auf 1858 iſt das Queckſilber des Thermometers auch in der Nacht nicht tiefer als 5 Grad R. unter den Gefrierpunkt geſunken; daſſelbe ſteht gewöhnlich einige Grade höher als in Kopenhagen, Hamburg und Berlin. Einen günſtigen Einfluß auf das Klima der Inſel üben die nahen Sanddünen Amrums und Sylts, an denen ſich die aus Weſten und Nordweſten wehenden kalten Winde wie an einer Schutzmauer brechen, ehe ſie über unſere Inſel ſtreichen. Das kommt im Sommer, beſonders in der letzten Hälfte deſſelben, ſchwächern Conſtitutionen unter den Gäſten ſehr zu Statten, und eben deshalb iſt Föhr beſonders auch zu Herbſtbädern geeignet.

Da die vom Flecken ungefähr eine Viertelſtunde entfernten Badeplätze gegen Süden unterhalb eines erhöhten Ufers liegen, ſo ſind ſie durch ſich ſelbſt vor den eben erwähnten Winden geſchützt. Eben dadurch aber iſt auch in Zeiten, wenn der Nordweſt das Uebergewicht hat, das Waſſer auf ſeiner Oberfläche ruhiger; bei den in ſüdlicher Richtung wehenden warmen Winden werden die Wellen hoch über den Strand getrieben. Da jedoch die nordweſtlichen Winde im Ganzen in dieſen Gegenden vorherrſchen, ſo hat das wyker Seebad einen mehr milden Charakter als andere durch ſtarken Wellenſchlag mit aufregender Wirkung ausgezeichnete Bäder. Eigenthümlich dagegen iſt unſerm Bade die Stärke der durch Ebbe und Fluth erzeugten Strömung, die ſich zwiſchen Föhr und die

gegenüberliegenden Halligen ſo mächtig hindurchzieht, daß ſelbſt ein geſchickter Schwimmer ſie ſchwer überwindet. Ganz allmählig dacht ſich der ſandige Strand ab, ſodaß die Badenden, ohne Furcht, den Grund unter ihren Füßen zu verlieren, ihrer Luſt und Laune folgen können. Wiederholte chemiſche Analyſen des hieſigen Meerwaſſers haben dargethan, daß daſſelbe an Salzen reicher als die andern Nordſeebäder iſt; kein Fluß, nicht einmal eine Aue, miſcht hier herum das ſüße Waſſer mit dem ſalzen. Die Beſchaffenheit des Meeresbodens macht es möglich, daß ſowohl zur Zeit der Ebbe wie der Fluth gebadet werden kann, denn nur zwiſchen Amrum und Föhr liegt eine Strecke während der Ebbe gänzlich trocken. Man iſt jedoch geneigt, dem Fluthſtrom, der ſich aus der offnen See zwiſchen unſere Inſeln wälzt, eine mehr anregende Kraft zuzuſchreiben. Alsdann haben die großen Wattenfelder trocken gelegen, und von den Sonnenſtrahlen durchwärmt theilen ſie dem über ſie hinſtrömenden friſchen Waſſer ihre Wärme mit. Wer kann wiſſen, ob nicht auf dieſe Weiſe in den Fluthwellen ſchlummernde Kräfte wach gerufen werden, die auf das Nervenleben des Menſchen einen merkbaren Einfluß üben? Wohlthuend iſt jedenfalls der Gedanke, daß die Waſſermaſſe, deren Strömung mächtig gegen unſern Körper dringt, unmittelbar aus dem ewig friſchen Ocean geſendet iſt, das große nordfrieſiſche Meeresbecken zu füllen, das in vierundzwanzig Stunden zwei Mal zum Theil ſich leert.

Schriften, welche ſich die Aufgabe ſtellen, Badeörter zu empfehlen, oder die Fremden mit den Verhältniſſen daſelbſt bekannt zu machen, pflegen wohl über den Gebrauch der wunderthätigen Quellen oder des Meerwaſſers Regeln zu geben und ein ſchreckendes Heer von Krankheiten aufmarſchiren zu laſſen, das daſelbſt beſiegt worden iſt. Selbſt wenn dabei auf alle Charlatanerie verzichtet würde, wäre es beſſer, der-

gleichen Behauptungen und Anleitungen nicht zu verbreiten, insofern Laien in der Medicin leicht zu der Meinung verleitet werden, daß solche Schriften die Aerzte entbehrlich machen. Da es im Grunde keine Krankheiten, sondern nur so oder anders kranke Menschen giebt, können für jeden Einzelnen die bestimmten Verhaltungsmaßregeln bei einer Seebadekur nur aus dem besondern Fall abgeleitet werden. Darum ist es wünschenswerth, daß die wirklich Kranken oder Genesenden von ihrem Arzte für den Badearzt eine Geschichte ihres Leidens mitbringen; Letzterer kennt aus Erfahrungen die Wirkung der Luft und des Wassers, Ersterer den Verlauf der Krankheit des Patienten. Aus diesem zusammen erst ergiebt sich das besondere Verhalten des Kurgastes während der Badezeit, und in solchem Fall ist jedes Einzelne, wie Zeit, Dauer und Art der Bäder, von großer Bedeutung. Minder wichtig und etwas mehr dem Belieben anheim gestellt ist die Lebensweise Derer, die nur im Allgemeinen eine Stärkung und Erholung suchen. Doch hat auch Manchem schon eine zu leichte Meinung von des Meerwassers Wirkung, als könne man bei dessen Gebrauch leben, wie man eben wolle, mehr geschadet als genutzt. Da ist denn dem Wasser zur Last gelegt, was die Unbesonnenheit verschuldete.

Wenn es somit gerathen ist, durch abstracte oder allgemeine Verhaltungsmaßregeln, wie durch Behauptungen einer besondern Kraft und Wirkungsart dieses oder jenes Bades bei den Laien in der Medicin keine Vorurtheile zu erwecken, so ergiebt sich doch aus der obigen Beschreibung der Verhältnisse sowohl des Landes als des Wassers, daß das wyker Nordseebad zwischen den Ostseebädern und denjenigen Nordseebädern, die eine stark irritirende Wirkung üben, eine mittlere Stellung einnimmt. Eben dies sichert ihm für alle Zukunft seine Bedeutung und giebt sie ihm besonders auch für

die Gegenwart, in welcher die nervösen Leiden sehr prävaliren, Leiden von so geheimnißvoll eigensinniger Natur, daß schon ein kleines Quantum von zu aufregender Wirkung des Seewassers einen nachtheiligen Einfluß üben kann. Daß aber auf eben diese in der verschiedensten Gestalt auftretenden Leiden, sowie auf den physischen Erbfehler des gegenwärtigen Geschlechts, die skrophulöse Anlage, Atmosphäre und Wasser des Meeres einen mächtig heilsamen Einfluß üben, hat die Erfahrung genugsam bestätigt. Die gegebene Beschreibung der hiesigen lokalen Verhältnisse wird dem Arzte die Entscheidung ermöglichen, ob für seinen Patienten das wyker Bad angemessen sei. Endlich ergiebt sich, daß sich dasselbe durch Lage und Beschaffenheit zur Benutzung für Familien mit Kindern besonders eignet. In dieser Beziehung gereicht es ihm auch zur Empfehlung, daß daselbst der Luxus die freie Bewegung nicht hindert, daß Ort und Insel groß genug sind, Dem, der es wünscht, ein zurückgezogenes Leben möglich zu machen, daß die nach dem Brande entstandenen zahlreichern Wohnungen gegen Uebertheuerung Garantie gewähren, daß das verderbliche Hazardspiel nicht gestattet ist und auch wohl nicht gestattet werden wird.

Nach allem bisher Gesagten muß es in hohem Grade erklärlich erscheinen, daß die Idee, in Wyk ein Seebad zu gründen, auftauchte und verwirklicht ward. Den Plan dazu faßte der Physikus Friedlieb in Husum, aber erst einige Jahre später wurde derselbe verwirklicht, besonders durch den Eifer des Land- und Gerichtsvogten von Colditz auf Föhr, der auch durch eine kleine, gefällig abgefaßte Schrift auf die Eröffnung des Seebades im Jahre 1819 aufmerksam machte. Ein an der oben beschriebenen Uferstraße belegenes Haus war angekauft und für warme Bäder eingerichtet, nach englischem Muster waren geräumige, vierräderige, mit Leinewand überzogene

Karren für die kalten Bäder angefertigt worden. Dieſe vortheilhafte Conſtruction derſelben iſt beibehalten; ſie werden wegen ihrer Größe durch Pferde ins Waſſer gezogen, und zwar ſo weit, daß das Waſſer den untern Theil des Fußbodens berührt. Während nach Gutdünken unter einem herabgelaſſenen Schirme oder in der freien See gebadet wird, warten die Leute mit ihren Pferden am Ufer und holen, nachdem der Badende eine kleine Flagge aufgezogen hat, den Karren auf den Strand zurück.

Die guten Erfolge, welche ſehr bald in dem neu errichteten Seebade erzielt wurden, die von den Gäſten vielfach gerühmte, durch die daſelbſt herrſchenden Verhältniſſe bedingte Annehmlichkeit des Aufenthalts auf Föhr rechtfertigten Plan und Ausführung; jedoch die mangelhafte Verbindung der Inſel mit entferntern Gegenden trug die Schuld, daß faſt nur aus Dänemark und den Herzogthümern Gäſte herbeigezogen wurden. Langſam vergrößerte ſich von Jahr zu Jahr die Zahl derſelben, bis durch den jährlichen Beſuch des 1847 verſtorbenen Königs Chriſtian VIII. das Bad plötzlich einen bedeutenden Aufſchwung nahm. Eine Zeitlang hob alsdann der Krieg die Verbindung mit dem Auslande auf; nach demſelben jedoch ſtieg die Zahl der Beſucher langſam, aber von Jahr zu Jahr, und auch aus der Ferne wurde die Aufmerkſamkeit immer mehr hierher gerichtet, ſodaß im Jahre 1856 die Zahl der Ausländer zu den Inländern ſich wie 5 zu 2 verhielt. Jetzt verbinden, wie bereits oben gemeldet iſt, Lokomotiven und Dampfſchiffe unſere Inſel mit der übrigen Welt; und da die anfänglichen Mängel dieſer Verbindungen jetzt beſeitigt ſind oder doch in nächſter Zeit beſeitigt ſein werden, iſt länger kein Grund zu zweifeln, daß das wyker Bad die Bedeutung erlangen wird, die demſelben von Anfang an durch ſeine Naturbeſchaffenheit geſichert iſt. Eben

jetzt beginnt auch die Regierung, indem ſie dem Beſitzer der Anſtalt Vorrechte einräumte, einen controlirenden Einfluß auf die Verwaltung des Bades, beſonders durch Anſtellung eines eigenen Badearztes, auszuüben, wodurch dem Publikum, deſſen Aufmerkſamkeit ſich mehr und mehr auf Wyk richtet, eine nicht unwichtige Garantie gegeben iſt.

Nach dieſen, dem Zweck dieſer Schrift gemäßen Andeutungen über Wyk als Badeort und über das mit demſelben verbundene Seebad, haben wir unſern Blick zunächſt bis an die Grenzen der Inſel Föhr zu erweitern. Auch ſie iſt ihrer Beſchaffenheit nach für das wyker Seebad von großer Bedeutung; denn nicht leicht ſonſt irgendwo an der Nordſee wird der Gaſt durch die Umgebung ſeines Sommeraufenthaltes in ſo angenehmer Weiſe zu kleinern und größern Ausflüchten zu Wagen, zu Fuß und zu Boot aufgemuntert, als es hier der Fall iſt.

Die dieſer Schrift beigefügte Karte der Inſel Föhr zeigt dieſe in der Geſtalt, welche ſie nun etwa drei bis vier Jahrhunderte ziemlich unverändert behalten hat. Dunkle Erinnerungen reichen in eine Zeit hinauf, in welcher man von der alten Oſterharde, ungefähr dem jetzigen Föhr, nach der Weſterharde zu Fuß gehen konnte, aus welcher letztern die jetzige Inſel Sylt gebildet iſt; denn die ſich vielfach durch Nordfriesland ſchlängelnden Seearme liefen theilweiſe trocken zur Ebbezeit. Nachdem dieſe aber bereits im zwölften Jahrhundert durch große Fluthen tiefer gewühlt und erweitert worden waren, vollendete eine gewaltige Ueberſchemmung im Jahre 1362 den Uebergang unſers zweifelhaften Landſtrichs in eine Inſel. Jedoch noch bis 1634 reichte Das, was nun, von Wyk aus geſehen, als Hallig den Horizont einfaßt, als Theile des alten Nordſtrand ziemlich in die Nähe des jetzigen öſtlichen und ſüdlichen Ufers unſerer Inſel. Von wie geringer

Bedeutung hier, wo jetzt das Seebad liegt und die Ueberfahrt schwierig ist, vor dem letztgenannten Jahre das trennende Wasser war, beweist der Umstand, daß mehrere Werften jener am wyker Horizont liegenden Halligen zur St.-Johanniskirche auf Föhr eingepfarrt waren, sodaß ihre Bewohner hierher den Kirchgang hielten, hier nicht bloß ihre Ehen einsegnen und ihre Kinder taufen ließen, sondern auch ihre Gräber hatten, deren Denksteine zum Theil noch vorhanden sein sollen. So sehr fällt die Entstehung der Form und der geographischen Grenze Föhrs in die historische Zeit. Mehrere Dörfer im Südosten der Insel, wie die auf der beigegebenen Karte vom alten und jetzigen Nordfriesland in ihrer ungefähren Lage verzeichneten Juckum und Ehrduin, sind ebenso aus der Erinnerung des Volkes wie von dem Erdboden verschwunden; nur die Reste der Dünen, von denen das letztere seinen Namen hatte, sind geblieben. Dagegen will man vor fast hundert Jahren bei ungewöhnlich starker Ebbe die Grundsteine der ehemaligen Kirche Loeckbüll gesehen haben; ja die Werfte, auf der einst ein heidnischer Göttertempel gestanden hat, soll um eben diese Zeit außerhalb des Deiches im Osten unserer Insel erkennbar gewesen sein, und es wird erzählt, daß man beim Graben daselbst auf Reste dauerhaft angelegter Wege, die dorthin führten, gestoßen sei. In andern Gegenden haben sich die Namen der dort verschwundenen Dörfer erhalten. So findet sich auf der alten Karte südlich von Föhr ein Dorf Ribbel; auch zur Ebbezeit wird die Stelle, wo es stand, nicht mehr sichtbar; aber der Weg, auf welchem seine Insassen zu der Nikolaikirche auf Föhr gegangen sind, heißt noch jetzt der Ribbelstieg. Im sechzehnten Jahrhundert wurden die Bewohner eines an der Südostecke Föhrs gelegenen Dorfes Olum gezwungen, ihre Wohnungen dem Meere preiszugeben; der Name haftet noch

an der vorſpringenden Ecke Olhörn, um die man biegt, wenn man von Wyk aus am Strande hin zum Badeplatze geht. Die ſcharfe Spitze aber, welche, vom Deiche gebildet, auf der Reiſe nach Föhr im Oſten der Inſel ſehr bemerkbar ſich ins Meer erſtreckt, und gegen welche die Fluth einen ſtarken Andrang übt, heißt noch jetzt Näshörn nach einem in dieſer Gegend weggeſchwemmten Dorfe Niſſum, das der Leſer gleichfalls auf der Karte der nordfrieſiſchen Inſelgruppe verzeichnet findet.

Wenn nun auch noch ab und zu von dem erhöhten ſüdlichen Ufer der Inſel durch große Fluthen einige Fußbreit Landes weggeriſſen werden, ſo iſt doch die ganze ſüdliche Hälfte derſelben durch ihre natürliche Beſchaffenheit ein ſicheres Bollwerk gegen die Wuth des Meeres, wie ſie es von je geweſen iſt. Auf der Karte der Inſel iſt dieſer höhere, wellenförmige Theil, der aus Geeſt und Haideland beſteht, durch die Zeichnung von der niedrigen Marſch, der nördlichen Hälfte, leicht kenntlich geſchieden. Dieſe letztere ſchützt ein Deich in ihrer ganzen Ausdehnung. Bald nach jener vorhin erwähnten großen Fluth des Jahres 1362, durch welche Föhr von Sylt losgeriſſen und zu einer ſelbſtändigen Inſel umgebildet ward, begann man damit, die tiefliegende nördliche Hälfte durch eine Schutzmauer zu ſichern, und 1492 war dieſe Arbeit vollendet. Der Theil des Deiches, der ſich von dem Dorfe Uetterſum nach Duntzum zieht und ein niedrig gelegenes Geeſtland zu ſchützen hat, auf welches die Weſtſee zwiſchen Sylt und Amrum durch ungehindert ihre verderblichen Fluthen wälzen kann, ſicherte man ſeit der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch große Steine mit dazwiſchen gelegtem Tang; jeder Hausmann, der Pferd und Wagen hatte, war verpflichtet, alljährlich ein Fuder Steine dazu zu liefern. Clement nennt dieſen Theil „den beſten Seedeich, den es in den frieſiſchen Landen giebt".

Die auf der Karte ſichtbare Verſchiedenheit in der Höhe des Bodens wird von dem Gaſte, der von Wyk aus zu Fuß oder Wagen die Inſel beſucht, ſehr deutlich in der Wirklichkeit wahrgenommen. Bei einem Spaziergang auf dem Deich, der beſonders an ruhigen Sommerabenden einen hohen Genuß gewährt, ſieht man, wie ſich aus den Marſchwieſen der Geeſtboden erhebt und dem Flecken eine geſicherte Lage giebt; bei einer Wanderung nach den nahen Dörfern dagegen ſieht man vom Wege rechts das tiefere Marſchland ſich allmählig hinabſenken. Dieſe Scheidelinie zwiſchen den beiden durch die Natur getrennten Theilen der Inſel, längs welcher der Weg fortläuft, verleiht der Landſchaft einen eigenthümlichen Character. Denn auf dieſer ſind faſt in ihrer ganzen Ausdehnung, wie auch die Karte ausweiſt, die Dörfer der Inſel gebaut. Sie berühren ſich entweder unmittelbar, oder laſſen doch nur kurze Zwiſchenräume zwiſchen ſich und bilden ſo, eine kleine Viertelſtunde von Wyk beginnend, indem ſie langgedehnt jener Naturgrenze folgen, anmuthige Landſchaftsbilder. Schmales Ackerland trennt von der Landſtraße die ſich ſchlängelnde Linie der Dörfer; an jedes Haus ſtößt ein mit einer Steinmauer eingehegter Garten, der meiſt aus Raſen beſteht, auf welchem ohne Ordnung Obſtbäume wachſen; Alles aber, Häuſer und Gärten, iſt halb verdeckt durch Ulmen und Ypern, mit deren Anpflanzung man im vorigen Jahrhundert begonnen hat. Unmittelbar hinter den Gärten dehnt ſich bis an den Haffdeich das fette Marſchland aus.

In dieſer Weiſe geſtaltet ſich, vom Wege aus geſehen, die Landſchaft beſonders durch die Wyk zunächſt gelegenen Dörfer Boldixum und Wrixum. Ein anderer intereſſanter Weg, der aber bei Regenwetter nicht recht gangbar iſt, zieht ſich unterhalb der Dörfer hin, der krummen Linie folgend, welche die nach der Marſch gekehrten ſchattigen Gärten bilden.

Der Spaziergänger gelangt in einer kleinen Stunde über die genannten beiden Dörfer nach einem der größten und schönsten, nach Oevenum. Wer auf dem höher gelegenen Wege dieses Dorf erreicht hat, versäume nicht, in die vielen engen Seitenstraßen hinabzublicken, von denen einige, nach unten zu mit Grün geschlossen, dem Landschaftsmaler Sujets zu kleinen Genrebildern geben. Von hier ab sind die Dörfer weniger characteristisch; auch der Baumwuchs wird dünner, bis das größte Dorf der Insel und eins der schönsten im Herzogthum Schleswig, Nieblum, erreicht ist. Dasselbe ist durch reiche Anpflanzungen vor den kalten Winden so sehr geschützt, daß daselbst bei gehöriger Pflege Weintrauben reifen, und in einem warmen Sommer sogar ächte Kastanien gepflückt sind. Nieblum ist ein Hauptziel der Sommergäste zu Wagen und zu Fuß; doch werden von den meisten auch die weiter nach Westen gelegnen Dörfer in Augenschein genommen.

Die eben beschriebene Lage der Dörfer auf der Scheidegrenze der Marsch und Geest ist bei ihrer Gründung durch den Vortheil vorgeschrieben, da also die Bewirthschaftung beider Arten von Ländereien bequem zu beschaffen ist; oder auch ist sie durch die Noth erst später geboten. So sind die Häuser der alten großen Kirchengemeinde Hanum, die zum Theil außerhalb, zum Theil innerhalb der jetzigen Insel, und dort in der Marsch auf Werften lagen, vor dem andringenden Wasser nach und nach auf das Geestland gerettet, ein großartiger Umzug, durch welchen allmählig das jetzige Dorf Oevenum entstanden ist, das man früher Havhanum nannte, d. i. aufbewahrtes oder in Sicherheit gebrachtes Hanum. Es ist somit das jüngste der Inseldörfer; seine Bewohner haben noch die alten Marschländereien ihrer nördlicher wohnenden Vorfahren inne; aber um die Wege dahin anzulegen, haben

ſie von ihren Dorfnachbaren Land kaufen müſſen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts ſind die letzten Marſchbewohner mit ihren Häuſern fortgezogen, und ſeitdem iſt die Marſch gänzlich unbewohnt; nur die Spuren und Namen der alten Werften ſind geblieben, ſodaß, wenn die föhrer Deiche überlaufen oder brechen, was noch am Ende des vorigen Jahrhunderts geſchah, kein Menſchenleben gefährdet iſt. Alsdann eilt das Meer den aufwärts Geflüchteten nach, aber nur bis an die Schwelle ihrer geſicherten Wohnungen.

Freilich eignen ſich die Häuſer in ihrer jetzigen Bauart nicht dazu, von einer Stelle auf die andere verſetzt zu werden, wenn ſich auch der Bauſtil auf den Dörfern von alten Zeiten her erhalten hat. Noch immer ſieht man die nicht ſehr hohe, aber gewölbte Hausthür etwas ſeitwärts angebracht, und über ſie erhebt ſich ein ſchmaler Giebelbau; an der einen Seite des Hauſes liegen die Wohnzimmer, an der andern, durch eine von vorn nach hinten gehende Diele davon getrennt, befinden ſich die für die Landwirthſchaft beſtimmten Lokalitäten. Nach demſelben Maß waren in alter Zeit ſämmtliche Häuſer gebaut, und da ſie, einer möglichen Ueberſchwemmung ausgeſetzt, aus Fachwerk aufgeführt waren, ſo konnten ſie wohl transportirt werden. Seitdem am Ende des vorigen Jahrhunderts, als das Communeland an die Einzelnen, je nach dem größern oder geringern Anrecht derſelben, vertheilt ward, der Ackerbau einen bedeutenden Aufſchwung nahm, reichte das alte, durch die Sitte vererbte Maß nicht mehr aus; die Wohnungen wurden erweitert und ſolider aufgeführt. So haben nun die Dörfer ein ſtattliches Ausſehen; die Häuſer ſind ſauber außen und innen; die Küche prunkt mit blank geſcheuertem Kupfer- und Meſſinggeräth; die Wände der Zimmer ſind mit kleinen glaſurten Kacheln ausgelegt, auf welchen die Commandeure und Capitäne wohl

die Schiffe haben abbilden laſſen, die ſie einſtmals führten. Nirgends zeugen große Prachtgebäude von dem Reichthum ihrer Bewohner, denn hier iſt der Beſitz nicht unverhältnißmäßig zuſammengehäuft; alle Dörfer machen den Eindruck eines beſcheidenen, aber gleichmäßigen Wohlſtandes.

Zwölf von den Dörfern der Inſel haben eigene Schulen, von denen die meiſten an den über dem Dache befindlichen Glocken kenntlich ſind. Kirchthürme ſieht man, mit Ausnahme Nieblums, nicht über die Dörfer hervorragen; die beiden Kirchen, welche Föhr außer der in Nieblum hat, liegen, von ſchlecht gepflegten Kirchhöfen umgeben, in der Nähe der Dörfer, die zu ihnen gehören. Selbſt Wyk hat keine Kirche, ſondern nur das Recht, eine ſolche zu bauen. Eine gute Viertelſtunde vom Flecken erhebt ſich das alte, dem heiligen Nikolaus geweihte Gebäude, der auch in entfernten Gegenden der Schutzpatron der Seefahrer iſt. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ſoll ſeine Kirche von Geld, das Mönche in England dazu erbettelten, gebaut ſein. Mitten zwiſchen den auf dem weſtlichen Theil der Inſel gelegenen Dörfern ſteht die Kirche des heiligen Laurentius; er ſelbſt ſchmückt mit dem Roſte, auf welchem er nach der Sage gebraten wurde, das Siegel Föhrs neben Nikolaus und dem Täufer Johannes. Dem letztern iſt die Kirche in Nieblum geweiht, die größte nicht nur der Inſel, ſondern, wie man ſagt, unter allen Landkirchen des Herzogthums Schleswig. In ihrem Innern fällt ſogleich eine hoch und ſeitwärts vom Altare aufgeſtellte, koloſſale Statue des Täufers in die Augen, aus Holz gearbeitet und übermalt. Unter ſeinen Füßen krümmt ſich eine kleine menſchliche Geſtalt, vielleicht eine Perſonification des Phariſäerthums. Eine reiche Gruppe mit ſchreienden Farben und mit Gold bemalter Figuren ziert nicht, ſondern füllt den Altar in ſeiner ganzen Breite. Gott Vater, an der Welt-

kugel kenntlich, reicht der knieenden Maria eine goldene Krone; auf der einen Seite etwas tiefer ſteht abermals der Täufer, dürftig gekleidet, während auf der andern der Papſt Sylveſter II. in vollem Ornate prangt. Die dreifache goldene Krone, die er ehemals trug, fehlt ihm jedoch; ein proteſtantiſcher Frieſe hat ſie ihm im vorigen Jahrhundert vom Haupte genommen mit den Worten: „de Paabs mag keene Krone in unſre Kark ophebben.“ An jede dieſer beiden, der Gottheit zunächſt geſtellten Figuren reihen ſich ſechs Apoſtel, und in der Mitte unterhalb ſitzt in einer Niſche ein kleines nacktes Leidensbild des Erlöſers, das ſchwerlich die Frömmigkeit ſelber ohne äſthetiſchen Schauder betrachten kann. Weit mehr Kunſtwerth als dieſe Zierde des Altars hat die aus dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtammende Schnitzarbeit der Kanzel, Scenen aus der bibliſchen Geſchichte darſtellend. Und da hier ſomit die Sehenswürdigkeiten dieſer Kirche aufgezählt ſind, ſo darf ein ſeitwärts vom Altare befindlicher, zu einem Becken ausgehöhlter großer Granitſtein nicht unerwähnt bleiben. Die rohen, auf demſelben ausgehauenen Figuren, welche der heiligen Geſchichte des Chriſtenthums nicht angehören, deuten darauf hin, daß dieſer zu einem Taufbecken beſtimmte Stein ehemals dem Kultus der heidniſchen Gottheiten diente.

Dürfte man aus den Figuren des Altars mit Grund einen Schluß auf das Alter der Kirche machen, ſo wäre dieſelbe ſpäteſtens am Anfang des elften Jahrhunderts erbaut, als der mächtige Sylveſter Rom zum Mittelpunkt geiſtlicher wie weltlicher Herrſchaft erhob. Es iſt jedoch mehrfach die Behauptung ausgeſprochen, daß nur ein Theil des Kirchenfundamentes in ein ſo hohes Alter reicht, und daß der jetzige Altar aus einem ältern Gebäude gerettet iſt, wobei immer noch denkbar bliebe, daß es die Nachgebornen des mächtigen Papſtes

waren, die ihn zum Zeichen ihrer Verehrung dem Gott Vater zunächst gestellt haben. Auch diese Kirche soll, wie die des heiligen Laurentius, durch englische Hülfe gegründet sein.

Merkwürdig übereinstimmend ist der Stil fast aller nordfriesischen Kirchen; sie bilden ein längliches Viereck mit oft auffallend kleinen Fenstern und einem spitzen Dach; die äußere Einförmigkeit wird hier und da durch einen vorspringenden Ueberbau des Eingangs unterbrochen; ein plumper stumpfer Thurm schließt sich an das von Westen nach Osten gebaute Oblongum an. Mit dieser totalen Schmucklosigkeit harmonirt die Lage mancher dieser friesischen Heiligthümer. Die Kirchen des Nikolaus und Laurentius auf Föhr stehen in etwas erhöhter Gegend gänzlich einsam und kahl, von verwildertem Rasen umgeben, aus welchem die prunklosen, weiß angestrichenen Leichensteine hervorragen. Diese sind bis hart an den Rand mit Inschrift förmlich überfüllt; ihre einzige Zier ist hier und da ein eingehauenes Schiff; im Uebrigen geben sie die Biographien der unter ihnen Begrabenen, den Tag der Geburt, der Hochzeit und des Todes, dazu die Namen der Kinder, Alles prosaisch genau und kahl wie Kirche und Kirchhof selber.*) Hier wird es Keinem heimlich, kein Hauch des Schönen versöhnt mit diesen Wohnstätten der Vergänglichkeit.

---

*) Z. B. Hier ruhet in Gott seel
Rickmer Flor Weyland
18jähriger Schiffer aus Wryrum, welcher 1707 d. 7 Novbr in Oltsum gebohren.
Er hat sich 1733 d. 5 Novbr. in den Ehestand begeben mit Theer Hinrichs aus Wrixum derer Grab Mahl auf der andern Seite zu finden mit welcher er 10¼ Jahr gelebet. Nach derer tödlicher Hintritt 1744 trat er 1745 d. 25 Novbr zur 2ten Ehe mit Kerren Tückes

Die Kirche in Nieblum jedoch ſpricht dieſen Charakter nicht ſo entſchieden aus; ſie iſt in Form eines Kreuzes gebaut, und ſchon ihre Lage inmitten des ſtattlichen Dorfes giebt ihr ein mehr freundliches Anſehen. In katholiſcher Zeit war ſie Parochialkirche, der Bedeutung entſprechend, welche Nieblum

---

Gleichfalls aus Wrixum mit welcher er 12 Jahr w: 6 Wo
chen gelebet auch mit ihr 2 Söhne u 4 Töchter gezeuget
Nach deren Ableben ſchritte er nach 1½Jährigen Witwen
Stande 1759 d. 23 May zur letzten Ehe mit Ehlen Knud
ten aus Boldixum und lebte mit ihr 19¼ Jahr er hat ver
ſchiedene Jahre die Stelle eines Mitgliedes des Oſter-Land
Fohrder Rath vertreten u hat 1778 d. 4 August
Seines Alters 68¾ Jahr dieſe Welt verlaſſen. Wie
auch deſſen 2te Ehefrau Kerrin Flor ſo gebohren 1726
d. 4 August und 1757 d. 16 Octbr dieſe Welt wiederum
verlaſſen. Ihr Alter hatte ſie gebracht auf 31 Jahr
10 Wochen Gleichfalls deſſen hinterlaßne Wit
we Ehlen Flor die 1708 d. 11 Novbr in Boldixum ge
bohren in erſterer Ehe getreten mit Knudt J: Sönnen
1733 d: 18 Novbr welcher geſtorben 1755 d. 24 Martz
nach dem Tode ihres oben erwähnten 2ten Ehegatten iſt ſie
ins te Jahr Witwe geweſen und ſtarb 1 d: alt Jahr.

Merkwürdigerweiſe iſt das Jahr und der Tag des Todes der dritten Frau, die wahrſcheinlich dieſe Inſchrift hat einhauen laſſen, nach ihrem Tode hier nicht nachgetragen. Vielleicht iſt ſie anderswo geſtorben und begraben. Es kommt auf den Kirchhöfen der Inſel häufiger vor, daß, wer das Denkmal für ſeine Verſtorbenen ſetzen läßt, zugleich ſeinen eigenen Namen mit darauf ſchreibt. Die letzte der drei Frauen iſt übrigens in Betreff ihres Todestages ſehr vorſichtig geweſen; denn ſie hat nur das Jahrtauſend, nicht aber das Jahrhundert ihres Todes einhauen laſſen, obgleich ſie zu Anfang eines Jahrhunderts geboren war. Zugleich hat ſie auf dieſem Leichenſteine indirect das Gelübde gethan, keine dritte Ehe einzugehen, wie ihr verſtorbner Ehemann.

als Hauptort der Inſel ehemals hatte. Denn hier auf dem Kirchhofe wurde unter freiem Himmel in feierlicher Verſammlung das Recht geſprochen.

Außer dieſen Kirchen hat Föhr nur wenig Monumente einer hohen Vergangenheit. Viele der aus heidniſcher Zeit ſtammenden Grabhügel ſind durch den Pflug allmählig dem Boden gleich gemacht; dennoch iſt immer noch eine ziemliche Zahl derſelben in der Nähe der weſtlichen Dörfer vorhanden. Selten fand man bei Nachforſchungen Schwerter und Streitärte, meiſt nur verkohlte Gebeine in ſchwarzen Töpfen. Jedoch ein Ueberbleibſel aus der Vergangenheit wird ſelten von unſern Gäſten unbeſucht gelaſſen; es iſt die in der Nähe des Dorfes Borgſum gelegene Burg, wobei man nur nicht an eine alte Ruine mit halb verfallenen Fenſterbögen und Wartthürmen zu denken hat; denn auch nicht ein Steinbrocken iſt hier übrig geblieben, wenn jemals ein Steingebäude in dieſer niedrigen Marſchgegend ſtand Was durch den Namen an Raubritter und Zwingherren erinnert, iſt nichts als ein runder mit Raſen überwachſener Erdwall, der etwa vierzig Fuß über den Erdboden hervorragt und faſt dreizehnhundert Fuß im Umkreis hält. Außen um denſelben zieht ſich ein wenig bemerkbarer niedriger Graben, und die ganze innere Fläche liegt ziemlich höher als das Wieſenland rund umher. Dieſer letztere Umſtand beſonders macht die behauptete urſprüngliche Beſtimmung des alten ſonderbaren Werkes zur Vertheidigung gegen einen Angriff zweifelhaft; beſſer ſcheint daſſelbe zu Volksverſammlungen geeignet, wie ſie in alter Zeit zu Geſetzgebung und Recht gehalten wurden, durch welche Annahme alsdann auch ähnliche Erderhöhungen auf Amrum und Sylt ihre Erklärung fänden. Und da hier nichts iſt, worauf die Zeit ihren Stempel drücken kann, da die ſich alljährlich verjüngende Raſendecke geſtattet, dem Werke ein höheres Alter zuzuſchreiben,

als ein aus Steinen aufgeführter, dem Verwittern preisgegebener Bau haben kann, so steht auch der Annahme nichts im Wege, daß wir den Altar irgend eines heidnischen Gottes vor uns haben. Freilich verlangt zugleich die im Volke einzige und allgemeine Bezeichnung des Baues, die nicht grundlos entstanden sein wird, und besonders auch der Name des nahen Dorfes Borgsum, eine Erklärung.

Ein geschichtliches Ereigniß, dessen Erinnerung an der räthselhaften Stelle haftet, kommt hier zur Hülfe. Dankwerth erzählt von einem im Herzogthum Schleswig reich begüterten Geschlechte der Lembecke, das im vierzehnten Jahrhundert an einem gewissen Claus einen berühmten und mächtigen Stammhalter gehabt hat. „Dieser", heißt es bei Dankwerth, „Graf „Gerhard's Oberhauptmann in Nordjütlandt ist Anfangs Kö„nig Woldemar IV. und dem Reiche Dennemarck hart zuwider „gewesen, endlich aber auff des Königs Seite getreten, und ist „Reichsmarschalck in Dennemarck geworden; als aber unter dem „König und ihm Mißhelligkeit entstanden, hat der König, der „ein gähzorniger Herr gewesen, ihn wollen in ein siedend heiß „Wasser lassen werffen; er ist aber gewarnet worden, daß ihm „ein solches Bad übergehänget war, und ist noch genaulich „davon gekommen." Auf seiner Flucht vor dem König nun soll dieser Claus Lembeck die sogenannte Burg auf Föhr entweder aufgeworfen, oder doch den vorgefundenen Erdbau zu seiner Vertheidigung besetzt und benutzt haben. Aber als ausreichend erwies sich die Verschanzung nicht; denn als im Jahre 1374 Waldemar mit einem Heere ins Land gezogen kam, die Einwohner brandschatzte und zum Theil gefangen hinwegführte, entfloh Claus Lembeck vor seinem feindlichen Oberherrn während der Nacht, und zwar zu Schiff auf einem Wasser, das damals noch die sogenannte Burg mit dem Meere verband.

Dies nicht blos ſagenhafte Ereigniß kann möglicherweiſe die Erinnerung an einen urſprünglich andern Zweck des Baues verdrängt und demſelben den Namen gegeben haben, der anſcheinend mit ſeiner Conſtruction nicht harmonirt; zumal da ſpäter von tyranniſchen Vögten dieſe und andere Erdverſchanzungen zur bequemern Unterdrückung ihrer Untergebenen benutzt ſind. Solches geſchah beſonders durch einen Dienſtmann des Geſchlechtes der Lembecke, den Chriſtian Frellufſon, deſſen Grauſamkeiten die Föhringer zu offnem Widerſtand reizten und zur Belagerung der Burg, ſodaß der Vogt ſich demüthigen und ſich im Jahre 1388 zu einem Vergleich bequemen mußte. Später jedoch, als um den Beſitz des Herzogthums Schleswig zwiſchen den holſteiniſchen Grafen und den däniſchen Königen Krieg geführt ward, war es hauptſächlich derſelbe Frellufſon auf ſeiner Burg, der außer Amrum auch die weſtliche Hälfte von Föhr bei der däniſchen Krone erhielt, während die andere Hälfte der Inſel, das Oſterland, dem Herzoge zugefallen war. Die Einwohner jener weſtlichen Harde „verloren", wie Clement erzählt, „durch dieſen „teufeliſchen Vogt ihren altfrieſiſchen Rath und ihr frieſiſches „Recht, und jütiſches Recht ward bei ihnen herrſchend". Dies geſchah bald nach 1424, in welchem Jahre die kriegführenden Parteien den deutſchen Kaiſer Sigismund zum Schiedsrichter erwählt hatten, der dem Könige das alleinige Recht auf das Herzogthum Schleswig und die frieſiſchen Harden zuſprach.

Jedoch viel früher ſchon war das Verhältniß der frieſiſchen Landſchaften zu den däniſchen Königen, den ſchleswigſchen Herzögen und den holſteiniſchen Grafen ſchwankend geweſen. Der mächtige Graf Gerhard von Reudsburg, welcher der Sache nach eine Zeitlang im ganzen däniſchen Reiche König war, hatte ſich in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts mit dem Herzogthum Schleswig belehnen laſſen. Aber

König Waldemar IV., der Wiederherſteller des däniſchen Reiches, löſte nach Gerhards Tode, noch vor der Mitte dieſes Jahrhunderts, von den holſteiniſchen Grafen die frieſiſchen Harden ein; und als deſſen Tochter Margarethe, welche Heimreich die Semiramis Danica nennt, die Nachkommen des großen Gerhard mit dem Herzogthum Schleswig belehnte, wurde unter Anderm die weſtliche Hälfte der Inſel Föhr der Krone Dänemark vorbehalten. Dieſer Theil der Inſel aber hatte ehemals dem erwähnten Geſchlecht der Lembecke zugehört und war von demſelben an die Königin Margarethe verhandelt worden. Margarethe nun verpfändete Weſterlandföhr an den Biſchof von Ripen für vierzigtauſend Thaler, und das Pfand blieb uneingelöſt. Endlich, als der Krieg um Schleswig im Jahre 1435 beendigt und das Herzogthum dem Herzog Adolf zugeſprochen ward, behielt der damalige König für ſich das weſtliche Föhr.

Dieſe Ereigniſſe bilden die hiſtoriſche Grundlage der Grenzlinie, welche auf der beigegebenen Karte die Inſel ungefähr von Norden nach Süden durchſchneidet, während die phyſiſche Theilung, die in Marſch und Geeſt, von Oſten nach Weſten ſtreicht. Jene politiſche Grenze geht mitten durch das Dorf Nieblum, ſodaß die Bewohner der breiten Straße auf der einen Seite däniſchem, auf der andern ſchleswigſchem Rechte unterthan ſind. Jedoch herrſcht auf der ganzen Inſel die deutſche Sprache im Gerichte, der Kirche und Schule, obgleich der weſtliche Theil auch in Kirchenſachen zu Ripen, und damit, weil dieſes ein jütiſches Enclave im Herzogthum Schleswig iſt, zu Jütland gehört. Wenn auch die Verſchiedenheit des Rechtes und der Verwaltung den Bewohnern der Inſel das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit nicht geſchwächt, das Band der gleichen Sitten und Anſchauungen nicht zerriſſen hat, ſo iſt ſie doch zum mindeſten eine Unbequem-

lichkeit auf einem ſo kleinen, vom Meere umgebenen Gebiete. Die däniſche Regierung beſchloß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, um die Verwaltung und Gerichtspflege zu vereinfachen, Weſterlandföhr mit Amrum unter die deutſche Kanzlei des Herzogthums Schleswig zu verlegen. Aber der Beſchluß kam nicht zur Ausführung. Denn die Bewohner von Amrum und Weſterlandföhr, eine größere Steuerlaſt fürchtend, wandten ſich durch ihre Repräſentanten an den König mit der Bitte, „pro futuro und zu ewigen Zeiten unter der däniſchen Jurisdiction zu verbleiben und fernerhin „nach den ſanften und weltgeprieſenen däniſchen Geſetzen und „Verordnungen gerichtet zu werden". Eine Einführung neuer, unbekannter Geſetze müſſe Confuſion erzeugen; auch bliebe alsdann „ihr allergnädigſter König nicht mehr ihr Erbkönig, ſondern ihr Herzog".

Trotz dieſes engern Verhältniſſes der einen Inſelhälfte zum eigentlichen Königreich Dänemark iſt dennoch auf eben derſelben von den alten frieſiſchen Sitten und Eigenthümlichkeiten mehr übrig geblieben als auf der andern, die dem Verkehr mit der großen Welt mehr ausgeſetzt iſt; weshalb auch Clement von Weſterlandföhr anerkennt, daß man dort noch ziemlich nach alter Väter Art und Weiſe lebt, und daß ein tüchtiger frieſiſcher Kern im Volke geblieben iſt. Weit merkbarer, als die durch Kauf und Tractate von Norden nach Süden gezogene Grenzlinie und die dadurch begründete Verſchiedenheit in Juſtiz und Verwaltung, ſind die Unterſchiede zweier frieſiſcher Harden, die ſich, obgleich auf den Raum von anderthalb Quadratmeilen beſchränkt, in mehr als zwei Jahrhunderten nicht haben verwiſchen können. Mit einem andern Dialekt, anderer Tracht und zum Theil andern Sitten ſind die Bewohner des alten Nordſtrands und der Halligen herübergekommen, haben ſich beſonders in Wyk, aber auch

hier und da auf den Dörfern angesiedelt, und noch heute unterscheidet sich die föhringer Tracht und Sprache von der sogenannten friesischen. Wessen Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten auf Föhr gewohnt haben, der betrachtet sich als einen Föhringer im Unterschiede von den vor Jahrhunderten über das schmale Wasser geflüchteten Nachbarn, welche Friesen heißen. Aber das ist natürlich; denn Sprache wie Sitten und Gewohnheiten des Lebens machen den innern Menschen aus, während der politische Mechanismus im Vergleich damit etwas Aeußerliches bleibt, so sehr ihm auch jetzt überall dieselbe übertriebene Wichtigkeit gegeben wird, wie einst dem Kultus und dessen Gestaltung.

Die soeben erwähnten Trachten sind die der Mädchen und Frauen auf Föhr; die Tracht der Männer hat nichts Eigenthümliches. Das Auffallendste in der auf dem Lande herrschenden Tracht ist ein dunkles, so um den Kopf geschlungenes Tuch, daß vom Gesichte fast nur die Augen sichtbar bleiben. Malerischer wissen die von jenseit des Wassers Gekommenen das dunkle, mit einer feinen Blumenborde verzierte Tuch gleich einem Turban um den Kopf zu schlingen. Nach oben zu lassen die Mädchen die Haarflechten sichtbar, während diese bei den Frauen durch ein Stück rothen Zeuges verdeckt sind. Ein ähnliches Tuch wird so um den Hals geschlungen, daß es, oben weit abstehend, diesen sichtbar läßt. Ein knapp anschließendes, dunkelfarbiges Mieder trägt man auf beiden Hälften der Insel wie auf den Halligen, und schmückt dasselbe an der Brust und den Aermeln mit großen silbernen Knöpfen aus feiner Filigranarbeit; zu der friesischen Sonntagstracht gehören als Schnüre verwandte, quer über die Brust gehende goldene oder silberne Ketten von derselben Filigranarbeit, an denen alte, blank geputzte Münzen und Schaustücke hängen. Der lange faltige Rock ist von dunkelblauem Tuch, unten

herum mit einem hellſeidenen Bande garnirt; eine breite und lange Schürze von Seide oder feiner weißer Leinewand wird hinten durch eine goldene oder ſilberne Spange zuſammengehalten. Die ſchlanken Geſtalten der föhrer Frauen und Mädchen werden durch die Tracht vortheilhaft gehoben; mehr noch überraſchen die durchgehends feinen Formen des Geſichtes, der ſchöne Teint und das lebhaft intelligente Auge.

Dieſe namhaft gemachten Eigenſchaften zeichnen auf Föhr und den Halligen das weibliche Geſchlecht vor den übrigen Frieſinnen aus. Was aber ſonſt den Bewohnern Föhr's eigenthümlich iſt, bleibt hier deshalb unerwähnt, weil dem Character, der Kultur und dem Erwerbe der nordfrieſiſchen Inſelbewohner ein eigener eingehender Abſchnitt gewidmet iſt. Hier muß als für Föhr bedeutſam nur noch die Einwanderung nichtfrieſiſcher Arbeiter, beſonders aus Jütland, erwähnt werden, in Folge deren außer den beiden nationalen Dialekten, dem föhringer und dem ſogenannten frieſiſchen der Halligbewohner, die ſich ziemlich unvermiſcht erhalten haben, und außer dem verdorbenen Niederſächſiſch und dem gut geſprochenen Hochdeutſch, auch noch ein ziemlich mangelhaftes Däniſch Eingang und Verbreitung fand, eine Sprachenmenge, wie man vielleicht ſonſt nirgends auf einem ſo kleinen Raume zuſammenfindet.

Jene andere Einwanderung geſchah gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Damals nämlich wurde wider Willen der an dem alten Herkommen haltenden Inſelbewohner, durch die von der Regierung angeordnete Landesvertheilung, ein mehr rationeller und gewinnbringender Landbau möglich gemacht, indem es Jedem geſtattet ward, den ihm zugefallenen Theil an Marſch und Geeſtland nach Gutdünken zu bewirthſchaften. Bis dahin hatten die Anſäſſigen ſtatt des Eigenthums nur ein Recht auf einen größern oder geringern Theil

der Dorfländereien gehabt, und nach einer alten, aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſtammenden Ordnung war durch die Vorſteher des Dorfes beſtimmt worden, an welchem Tage das Vieh und wie viel deſſelben auf die Weide getrieben, wann das Mähen beginnen, wann das Heu geborgen, wann die Gerſte geſäet, welches Land jährlich und auf welche Weiſe benutzt, in was für Zwiſchenräumen es bedüngt, welches dagegen immer unbearbeitet liegen und endlich welches nur eine gewiſſe Zeit bebaut werden ſollte, um dann wieder brach zu liegen. Bei einer ſolchen Bewirthſchaftung brachte die Inſel nur den ſechsten Theil des für ſie nöthigen Bedarfes an Korn hervor; die Landwirthſchaft war eine Nebenſache, meiſt von den Frauen beſorgt, während die Männer auf der See waren. Da nun jene Abtheilung des Landes und die frei gegebene Bearbeitung des Bodens mehr Hände erforderte, als vorhanden waren, kamen jene Fremden ins Land, ließen ſich daſelbſt nieder, heiratheten die Wittwen, die vordem keine zweite Ehe eingingen, und übten auf die alte Sitte und Lebensart einigen, und zwar nicht immer vortheilhaften, Einfluß aus. So bedeutend aber hob ſich der Landbau, daß die Inſel noch in demſelben Jahrhundert Roggen, Gerſte und Schlachtvieh ausführen konnte. Dennoch iſt das Hauptgewerbe die Schifffahrt geblieben, über deren Art und Umfang in dem erwähnten Abſchnitt das Nähere geſagt werden ſoll. Dieſelbe giebt Volk und Land den beſtimmten Character; ſie iſt der eigentlich nationale und nach den herrſchenden Begriffen der ehrenvollere Erwerb. Der ſtrebenden Jugend iſt das Meer beſtimmt; die von ihren Irrfahrten ausruhenden Schiffer pflegen wohl mit dem Landbau ihre Tage zu beſchließen.

Noch eines Erwerbszweiges der Inſel muß hier Erwähnung geſchehen, nicht ſo ſehr weil er von Bedeutung für den Wohlſtand, als weil er für ſämmtliche Fremden von Intereſſe

iſt. Auf der Karte von Föhr ſind nahe dem nördlichen Theil des Deiches zwei Vogelkojen verzeichnet, und eine dritte findet ſich in der Nähe der Burg. In jeder dieſer aus Holland ſtammenden Vorrichtungen zum Vogelfang müſſen jährlich über zwanzigtauſend wohlſchmeckender Zugvögel ihr Leben laſſen, um danach, in Tonnen verpackt, ihre Reiſe in verſchiedene Weltgegenden fortzuſetzen. Man unterſcheidet unter den hierſelbſt gefangenen fünf Arten, die ſämmtlich zur Familie der Enten gehören. Ein Graben und Wall umzieht eine Anpflanzung niedriger Bäume und Geſträuche, in deren Mitte ſich ein Teich mit ſüßem Waſſer befindet, gleichfalls mit einem Walle eingefaßt. Von dieſem Teiche laufen ſternartig nach allen Himmelsgegenden etwas gekrümmte Kanäle aus, die von ihrer Oeffnung am Teiche bis zu ihrem Ende hin ſchmäler und ſchmäler werden. Längs der einen Seite ſind aus Holz und Schilf verfertigte Couliſſen ſo aufgeſtellt, daß der dahinter Tretende je nach ſeiner Abſicht von den Thieren auf Teich und Gräben geſehen werden, oder vor ihnen verborgen bleiben kann. Alle Kanäle aber ſind mit Netzen überſpannt.

Die Zeit der Jagd beginnt gegen Ende des Auguſt und dauert bis ſich über den Teich eine Eisdecke legt; aber das ganze Jahr hindurch pflegt der Vogelfänger, der ſogenannte Kojenmann, gezähmte Enten, die ihm folgen, wenn er Futter ſtreut, und die alle, dieſen Thieren inſtinktartig innewohnende Furcht vor der menſchlichen Geſtalt vergeſſen haben. Andere ebenſo gezähmte ſind jedoch entlaſſen und mit den wilden im Herbſte fortgezogen. Sie kennen im nächſten Jahre den Ort wieder, wo ſie für gutes Futter ihre Menſchenfurcht geopfert haben; auch finden ſie die daheim gebliebenen auf dem Teiche ſchwimmend. So zieht eine kleine Anzahl zahmer immer eine große Menge wilder an den gefährlichen Ort. Wenn

ſich ein Schwarm auf den Teich herabgelaſſen hat, begiebt ſich der Kojenmann an das Ende eines Kanals, in den vom Teiche her der gerade herrſchende Wind hereinweht, ſodaß die wilden Enten ihn weder ſehen noch wittern können, und überdies trägt er noch ein rauchendes Kohlenbecken. Die gezähmten Thiere ſchwimmen zum ausgeſtreuten Futter, wie ſie es gewohnt ſind, und locken arglos ihre Blutsverwandten mit ſich fort. Den alſo in den Kanal gelangten tritt plötzlich nach der Seite des Teiches aus einer der Couliſſen der Feind in menſchlicher Geſtalt entgegen; am Auffliegen hindert ſie das oben ausgeſpannte Netz; ſie könnten ruhig und den unbewaffneten Feind verachtend in den Teich zurückſchwimmen, wie die gezähmten thun; aber von Angſt ergriffen eilen ſie in wilder Flucht tiefer in den ſich verengenden Raum, bis ſie an deſſen Ende gefangen genommen und ſchnell getödtet werden.

Die auf dieſe Art eingerichteten Kojen ſind während der Zeit des Fanges dem Beſuche nicht geöffnet, weil bei einem ſolchen die Jagd unmöglich wäre. Aber auch vor dieſer Zeit giebt die Beſichtigung ein deutliches Bild des ſinnreichen Verfahrens. — Was die Inſel ſelbſt dem Fremden Intereſſantes bietet, iſt hiermit aufgezählt; der Beſuch der Halligen iſt ſchon auf der Herreiſe vorgeſchlagen; eine Ausflucht nach den übrigen Inſeln ſoll der folgende Abſchnitt anempfehlen.

III.

Eine Ausflucht nach den Inseln Amrum und Sylt.

Die Dünen Amrums. Die Mitte Sylts. Die nördliche Halbinsel List. Die südliche Halbinsel Hörnum. Bildung und Wanderung der Dünen.

Den Besuch der Inseln Amrum und Sylt wird der Badegast, dem es, außer um Erholung und Gesundheit, um eine Kenntniß der eigenthümlichen nordfriesischen Inselgruppe zu thun ist, um so weniger versäumen, als das Dampfschiff dorthin mitunter von Wyk aus Lustfahrten unternimmt. Eine solche nach Amrum kann sehr wohl an einem Nachmittage abgemacht werden, sofern dem Fremden nur daran liegt, was hier freilich die Hauptsache bleibt, einen Eindruck von den Dünen zu erhalten, an welchen die Insel ebenso reich ist, als sie arm ist an Korn, das auf dem mageren Boden schlecht gedeiht. Wer sich dieselbe näher ansehen, ihre drei kleinen Dörfer, in denen zusammen an sechshundert Menschen wohnen, besuchen will, der kann die Reise von Föhr aus auch sicher zu Wagen machen, und zwar am bequemsten an einem Tage, wo der niedrigste Wasserstand auf

den Morgen und Abend fällt. Denn die Waſſerſtraße zwiſchen Föhr im Weſten und Amrum läuft mit dem Ebbeſtrom theilweiſe leer, ſodaß beide Inſeln zu Zeiten nur eine ausmachen, und bis zur wiederkehrenden Fluth hinreichend Zeit iſt, über den trocken gelegten Meeresgrund zu fahren. Der kleine Flächenraum der Inſel Amrum, der nur ungefähr den dritten Theil einer Quadratmeile beträgt, läßt ſich von einem der Hügel, der ſogenannten Satteldüne, überſehen. Weit nach Weſten hinaus erſtrecken ſich gefährliche Sandbänke, für verſchlagene Schiffe eine unheilvolle Gegend, weßhalb Strandungen hier nicht zu den Seltenheiten gehören. Es war vor einigen Jahren die Abſicht der Regierung, auf Amrum einen Leuchtthurm zu erbauen; dies unterblieb jedoch in der ſehr richtigen Erwägung, daß, da die gefährlichen Untiefen meilenweit ins Meer reichen, in dunklen Nächten das Warnungszeichen zu ſpät würde geſehen werden und dann nicht mehr dazu dienen könne, die verſchlagenen Schiffe durch die ſchwer zu findenden engen Fahrſtraßen hindurchzuleiten, ſondern nur ſie irre zu führen und zu ihrem gewiſſen Untergange zu leuchten. Auf einer Sandbank im Meere iſt eine hohe hölzerne Bake errichtet, ein Thurm, in deſſen oberm Stockwerk die Schiffbrüchigen Brot und Waſſer und ein dürftiges Lager finden.

In einer kleinen Stunde erreicht das Dampfſchiff von Wyk aus das ſüdweſtliche Ende der amrumer Dünenkette, die, bei heiterm Wetter vom wyker Badeplatz aus geſehen, einem zackigen Gebirgszuge gleicht, den man unwillkürlich in eine größere Ferne rückt und ihm größere Verhältniſſe beilegt, als dieſe Hügelreihen in Wirklichkeit haben. Bei der Annäherung ſchwindet auch ſobald der Schein der Höhe; hält man ſich jedoch eine Zeitlang innerhalb dieſer Hügel auf, ſo geht es Einem wie bei jenen Panoramen, die, ohne Glas

geſehen, an dem Zuſchauer vorüber gezogen werden. Durch langes Hinſehen verliert man das Bewußtſein vom Unterſchied der Größenverhältniſſe zwiſchen der Copie und dem Original, und man ſieht bei ſonſt guter Zeichnung Alles bald ebenſo groß, als man es in Wirklichkeit zu ſehen gewohnt iſt. Da nun die Umriſſe dieſer Dünenketten die eines Gebirgszuges mit Längen- und Querthälern ſind, glaubt man ſich bald in die Mitte eines ſolchen verſetzt. Auf dem weißen Sande hebt ſich der Düneuhalm mit ſeinen gelben Blüthen maleriſch ab; aber das iſt auch Alles, was an Leben die Oede unterbricht. Hätte die asketiſche Myſtik im Norden wie im Süden Wurzel faſſen können, ſo hätten dem weltentſagenden Einſiedler die amrumer und ſylter Dünen eine ebenſo paſſende Localität geboten, als die ägyptiſchen und ſyriſchen Wüſten. Denn hier ſind keine Objecte, die den zu tödtenden Willen reizen könnten, hier erinnert keine ſchöne Form des Lebens an die verlaſſene Welt, kein verlockender Ton aus Bäumen und Büſchen dringt hier ans Ohr, wo Nichts gehört wird, als das Geſchrei einer Möve oder die Brandung jenſeits der Hügel. Auf der Oſtſeite bildet das Binnenmeer eine ruhige Bucht, nach Weſten brechen ſich auf den Sandbänken die Wellen in weißem Schaum, und das grenzenloſe Meer weckt jenes Gefühl der Erhabenheit, das den Willen beſchwichtigt, weil hier die ruheloſe Welt des Herzens zu einem Punkte zuſammenſinkt. So bildet die totalſte Einſamkeit und Weltverlaſſenheit den Character dieſes Miniaturgebirges, welchen daſſelbe auch dann bewahrt, wenn ſich die Schiffsgeſellſchaft im Dünenhafer des ſaubern Sandbodens um die mitgebrachten Vorräthe lagert; ja die heitere Scene hebt in ſeltſamem Contraſt die Unwirthbarkeit der Gegend nur noch mehr hervor.

Im Ganzen denſelben, aber doch einen großartigern Ein-

druck gewähren die Dünenbildungen der Inſel Sylt, deren Beſuch freilich mehr Zeit erfordert, da er nicht wohl an einem einzigen Tage abzumachen iſt. Während die Ausdehnung Amrums nur etwas mehr als eine Meile beträgt, zieht ſich Sylt faſt fünf Meilen von Süden nach Norden hinauf. Die 2700 Einwohner, die jährlich an vierzigtauſend Pfund Kaffee conſumiren, wohnen in funfzehn Dörfern, welche zuſammen acht Schulen und drei Kirchen haben. Ackerbau, Viehzucht, beſonders aber Schifffahrt macht dieſe Inſulaner wohlhabend; von den in Oſten gelegenen Auſterbänken fangen ſie durchſchnittlich jedes Jahr eine Million der beliebten Leckerbiſſen, während die zu Amrum gehörigen Anſiedelungen etwa die Hälfte dieſes Ertrags liefern. Dankwerth berichtet ſeiner Zeit von dieſen Inſulanern: „Sie gebrauchen ſich noch ihrer alt„frieſiſchen Sprache, haben auch noch ihren beſondern alten „Habit oder Tracht an Kleidung; inſonderheit tragen die Wei„ber kurze Röcke, ſo nicht viel über die Knie herunter reichen, „wie vormahls die ſpartaniſchen Weiber auch getragen haben, „denen ſie an Muth und Hertze ſich auch vergleichen. Die „Einwohner ſeynd etwas ungeſchliffen, weil ſie von andern „Leuten abgeſondert leben und wenig zu Lande, viel aber zu „Waſſer handtieren, und werden von einem Landvogt regie„ret.“ Die Sylterinnen ſtanden damals noch ſo ſehr im Rufe der Originalität, daß bei einem Aufenthalt des däniſchen Königs Chriſtian V. in der Nähe Tonderns einige in das Hoflager deſſelben entboten wurden, um ſich mit ihrem Anzug, Tänzen und nationalen Sitten dort zu präſentiren. Inzwiſchen hat ſich Tracht und Alles ſo weit geändert, daß der Fremde nicht erwarten darf, in den Syltern, ihren Frauen und Mädchen ganz außergewöhnliche Menſchenexemplare zu finden; auch braucht ſich derſelbe durch die „Ungeſchliffenheit“, welche Dankwerth ihnen nachrühmt, von einem Beſuch der

Inſel nicht zurückhalten zu laſſen; er findet dort vielmehr dieſelbe Zuvorkommenheit und Gaſtfreundlichkeit wie bei den übrigen Frieſen. Ja, der Reiſende Kohl ſtellt ihnen das Zeugniß aus, daß ſie die alten frieſiſchen Tugenden noch am reinſten bewahrt haben.

Es iſt Ausſicht vorhanden, daß auch dieſe noch ſo wenig bekannte Inſel recht bald eine größere Zahl von Fremden an ſich ziehen wird, denn in einem ihrer Dörfer, in dem in der Mitte gelegenen Weſterland, werden eben jetzt Anſtalten zur Aufnahme von Badegäſten gemacht. Der ganze weſtliche, meilenlange Strand iſt ein vortrefflicher Badeplatz, beſonders für ſtärkere Conſtitutionen. Leider liegt keine der Ortſchaften in der Nähe des weſtlichen Meeres; und da ſich in den immer beweglichen Dünen keine Gebäude aufführen laſſen, müſſen die Gäſte hinter denſelben in ziemlicher Entfernung vom Waſſer wohnen.

Einzig in ihrer Art iſt die Form unſerer Inſel; ſie bildet drei langgeſtreckte Glieder ohne einen Körper; die Mitte dehnt ſich gegen das Feſtland hin etwa anderthalb Meilen weit von Nordweſten nach Südoſten aus, wo ſie in ein hohes Ufer, das ſogenannte Morſumkliff endet. Dieſe Mitte iſt der hauptſächlichſte Theil; hier liegen faſt alle Dörfer zuſammen; das anſehnlichſte und freundlichſte, das auch einigen Baumwuchs hat, Keitum, liegt hart an der öſtlichen waſſerarmen Meeresbucht; hier wird auf erhöhtem Geeſtland Ackerbau getrieben, während niedrig gelegene unbedeichte Marſchwieſen dem Viehe Futter geben. Nach Nordweſten, alſo gegen das offene Meer, erhebt ſich dieſer mittlere Theil der Inſel zu einer Höhe von gut hundert Fuß, dem ſogenannten rothen Kliff, das auf einen vormaligen Zuſammenhang mit Helgoland hindeutet, wenn auch die rothe Steinmaſſe hier, wenigſtens auf der Oberfläche, gänzlich verwittert iſt. Im

höchſten Grade eigenthümlich iſt die Ausſicht von dieſem hochgelegenen Vorgebirge; ſenkrecht unten nach beiden Seiten der langgedehnte Strand, der ſich durch einen weißen Schaumgürtel vom Meere trennt; gegen Norden eine baumloſe Dünenlandſchaft, ſo weit das Auge reicht, und gegen Weſten das unbegrenzte Meer; ein paar kleine Dörfer und ein Leuchtthurm unterbrechen die erhabene Oede. Der letztere iſt vor kurzem ſtatt des auf Amrum beabſichtigten hier errichtet; ein ſtattliches, ſolides Gebäude mit einem vortrefflichen Beleuchtungsapparat, erregt er die Bewunderung aller Beſuchenden und macht überdies die Bemerkung Clements hinfällig, daß bisher die ſieben Strandvögte ſtatt der ſieben Leuchtfeuer gedient haben.

Schiffern, die vor Stürmen auf der Oſtſeite der Inſel Schutz ſuchen, dienen als Wegweiſer zwei kleinere Leuchtthürme, aus Eiſenplatten zuſammengefügt und tief in den Dünenſand geſchroben, deren Leuchten, in derſelben Weiſe wie die des großen, Syſteme zuſammengeſetzter Prismen bilden. Sie beherrſchen die nördliche Küſte der Halbinſel Liſt, das iſt das obere jener erwähnten drei Glieder. Hier ſtanden in frühern Zeiten mehrere Dörfer, auf den Aeckern baute man Korn, das Vieh graſte auf den Weiden. Aber um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ging Alles durch Waſſer verloren, Häuſer und Menſchen, bis auf eine einzige Familie, und die übrig gebliebenen Aecker und Wieſen wurden bald darauf faſt gänzlich in Sand begraben. So war dieſe Halbinſel öde, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige däniſche Bewohner der benachbarten Inſel Fanö herüberkamen und ſich hier anſiedelten. In dem auf dieſe Weiſe gebildeten kleinen Dorfe, das mit der Halbinſel denſelben Namen trägt, wohnen jetzt ungefähr funfzig Menſchen, denen das Land Liſt zu eigen gehört. Beſteht ihr Territorium auch meiſt nur aus unfruchtt-

barem Dünenlande, ſo hat es doch Aecker und Wieſen genug, auch eine romantiſch gelegene Vogelkoje, die Coloniſten daſelbſt reichlich zu ernähren. Das grüne Wieſenland umfaßt in einem ſchmalen Streifen eine große ruhige Meeresbucht, die im Oſten der Halbinſel tief ins Land einſchneidet; unmittelbar hinter dem grünen Gürtel erheben ſich in den verſchiedenſten Formen die weißen Dünenhügel; dieſe ſelbſt erſtrecken ſich mit ihren dazwiſchen liegenden Thälern bis ans Meer im Weſten. Der alſo eingefaßte Meerbuſen gab vormals als berühmter „Königshafen" der Halbinſel Liſt eine beſondere Bedeutung. Denn er war geräumig, ſicher und tief genug, die größten Schiffe aufzunehmen, die durch die Seeſtraße im Norden der Inſel, die Liſterdyb, in ihn gelangten. Noch im ſiebzehnten Jahrhundert wurden in dieſem Hafen Handelsſchiffe von zwölf Nationen zur ſelben Zeit geſehen; ja eine däniſche Kriegsflotte von mehr als dreihundert Segeln ankerte dort. Etwas früher, nämlich im Jahre 1644, erfocht König Chriſtian IV. einen glänzenden Sieg über eine daſelbſt verſammelte ſchwediſch-holländiſche Flotte. Aber der Sand, der den Aeckern und Wieſen Liſts verderblich ward, begrub auch den Ruhm des ſtolzen Königshafens, ſo daß größere Schiffe jetzt außerhalb deſſelben vor Anker gehen müſſen.

Gleich nach der eben erwähnten Schlacht ereignete ſich auf den liſter Dünen ein ſeltſames Kriegs-Intermezzo, bei welchem die Sylterinnen den ihnen von Dankwerth geſpendeten Ruhm entweder begründeten, oder doch verdienten. Nach dem Siege hatte ſich König Chriſtian nördlich von der Inſel in das tiefere Fahrwaſſer zurückgezogen, um hier die ſchwediſchen und holländiſchen Schiffe, die nach ſeiner Annahme zu entwiſchen verſuchen würden, gänzlich zu vernichten. Die Schweden jedoch hatten Anderes im Sinn; ſie wollten alle Dörfer der Inſel verbrennen, durch den erfolgreichen Widerſtand der Be-

wohner derſelben dazu aufgereizt. Eine Abtheilung Soldaten landet bei dem Dorfe Liſt, macht ſich Feuer an und bereitet ein Mittagseſſen. Schon lagern ſie in den Dünen um die dampfenden Speiſen, als mit einem Male rings auf den weißen Höhen ein bewaffnetes Heer ſichtbar wird, wie aus dem Sande hervorgewachſen, und in einer Armatur, wie die Schweden dergleichen nie geſehen hatten. Spornſtreichs eilen dieſe von ihren Schüſſeln hinweg in die Schiffe, ohne auch nur den Verſuch einer Gegenwehr zu machen. Sie hielten die plötzlich hervortauchenden Gewappneten für eine übernatürliche Erſcheinung, mit der nie gerathen iſt, ſich in einen Kampf einzulaſſen; und auch die ſpätern Chroniſten erzählen, daß „bei hellem ſonnenſcheinenden Licht" ein Geſpenſt anmarſchirt kam gleich einem Kriegsheer von Tauſenden. Aber wie immer das Hereinragen der Geiſterwelt ins Dieſſeits von dem kalten kritiſirenden Rationalismus gemuſtert wird, ſo ging auch hier neben dem Glauben eine natürliche Erklärung des Wunders her. Der Sonntagsſtaat der ſylter Frauen beſtand damals aus kurzen rothen Röcken, Strümpfen von derſelben Farbe und ſchwarzen knappen Mänteln mit weißer Verbrämung, dazu aus allerlei metallenem Zierrath und einer hohen dunklen Kopfbedeckung, oben mit einem Kranze umwunden, was alles im Sonnenſchein blinkert. Alſo angethan zogen ſie mit ihren Männern und einigen däniſchen Soldaten auf die Höhe und verjagten durch ihre bloße Erſcheinung die ſchwediſchen Seeſoldaten.

Nicht in gleicher Weiſe ruhmvoll für die Vergangenheit der Frieſen iſt die nach Süden ſich ausdehnende Halbinſel Hörnum, eine ganz öde Dünenkette, einſt der Aufenthalt gefürchteter Seeräuber, ein Schauplatz vielhundertjährigen Strandraubes und Mordes, wo die Geiſter der Erſchlagenen in dunklen, ſtürmiſchen Nächten umgehen. Wenn die weſt-

lichen Stürme die Schiffe auf dieſe gefährliche Küſte warfen, ſo lockte von Sylt, Amrum und Föhr die Habgier eine Menge Geſindels und ſonſt anſtändiger Leute herbei, die über die ans Ufer geſpülten Schätze herfielen. Die Eigenthümer aber, die armen Schiffbrüchigen, die ihr Leben vor der Wuth des Meeres gerettet hatten, hofften hier bei Menſchen vergeblich auf Erbarmen. Denn den Strandräubern waren ſie unwillkommene Zeugen; obdachlos und ohne Erquickung irrten ſie zwiſchen den Dünen umher, und wurden nicht ſelten, damit man ihrer Anſprüche ledig würde, erſchlagen und in den Sand verſcharrt. Um ſolchem ſchmachvollen Unfug zu ſteuern, beſtellte die Regierung freilich frühe ſchon beſondere Strandvögte, deren Pflicht es war, ſich der Schiffbrüchigen anzunehmen; aber durch die dazu erlaſſene Ordnung wurden anfänglich die willkürlichen Räubereien der Einzelnen nur in ein Syſtem gebracht. So wurde z. B. im funfzehnten Jahrhundert beſtimmt, daß von dem geſtrandetem Gute zwei Drittheile dem Herzog gehören ſollten, daß aber der glückliche Finder ſich mit den Vögten in das letzte Drittheil zu theilen habe. Nunmehr ſtritten und ſchlugen ſich die geſetzmäßigen Parteien um den Raub, und die Schiffbrüchigen, für die Niemand ſorgte, hatten den Troſt, in Form Rechtens um das Ihre gekommen zu ſein. Allmählig wurden freilich die Verordnungen menſchlicher; die Strandvögte und Berger erhielten wiederholt gemeſſenen Befehl, ſich der verſchlagenen Seefahrer anzunehmen, und wurden zuweilen auch zur Rechenſchaft gezogen; im Ganzen aber blieb das alte Unweſen, da bekanntlich gegen Leidenſchaften, beſonders gegen die Habgier, Geſetze wenig vermögen. Erſt als das Geſetzwidrige auch als das Unmenſchliche und Unmoraliſche erkannt und gefühlt ward, und wackere Männer ihre Pflicht zur Gewiſſensſache machten, wurde den Schiffbrüchigen das Ufer minder ſchrecklich

als die Sandbänke. Ein Haus wurde in den Dünen zu ihrer Aufnahme und Verpflegung eingerichtet; und beſonders zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kämpften unter dem Schutz der Geſetze tüchtige Beamte erfolgreich gegen die frieſiſche Rohheit. Sowie aber die rechten Männer wieder fehlten, diente das ſogenannte Rettungshaus Strandräubern zur Herberge. Jetzt ſcheint die Wiederkehr der Barbarei zu den Unmöglichkeiten zu gehören; die Regierung verzichtet auf ihren frühern Antheil, und wird nur das Leben geborgen, ſo ſind nur noch die Aſſecuranzen zu beklagen.

Zum Character der öden und wilden Halbinſel Hörnum, die wie ein gieriger Arm meilenweit ins Meer langt, paßt übrigens die Erinnerung an eine ſolche Vergangenheit; denn in dieſer Gegend haben Meer und Land einen Bund geſchloſſen gegen das Glück und die Sicherheit der Menſchen. Das Meer verſchlang das weiter nach Weſten hinaus gelegene Land mit ſeinen Dörfern und Aeckern, aber ſeine ewige Unruhe geſtattete demſelben nicht, die Beute zu behalten. Indem der Oſtwind auf der Oberfläche des Waſſers eine Strömung landabwärts erzeugt, wird dieſer unten am Meeresgrunde durch eine Gegenſtrömung das Gleichgewicht gehalten, welche letztere dem Lande den geraubten Sand wieder zuführt. Hier wachſen mit weitreichenden Wurzeln verſchiedene Arten des Dünenhalms; ein Wind aus Weſten treibt den Sand höher, der ſich um ſolche Halme lagert, die einzigen Gegenſtände, wo er haften kann. Er überſchüttet ſie; ſie aber drängen ſich durch ihn nach allen Seiten und auf die Oberfläche, dem Lichte zuſtrebend nach Art aller Pflanzen. So entſteht ein kleiner lockerer, aber durch die langen Wurzelfaſern gebundener Hügel, an welchen durch vorherrſchende Weſtwinde die Sandkörner hinaufgerollt werden, bis einige, auf den Gipfel getrieben, an der andern Seite wieder hinunter-

rollen, die größern und ſchwerern am tiefſten, während die feinern und leichtern oben liegen bleiben. Auf dieſe Weiſe wächſt die Düne zu einer Höhe von hundert Fuß und darüber, und begrünt auf der ruhigen Seite nach Oſten. Aber der Sturm reißt im Weſten Schluchten in das durch ihn gebaute Werk, die Meeresſtrömung wühlt am Fuße der Hügel, ſie erhalten hier eine abſchüſſige Form oder ſtürzen ein. Inzwiſchen hat ſich auf der Oſtſeite trocknes Material zu einem zweiten und dritten Hügel angeſammelt, und wenn nicht der Dünenhalm der Wanderung des Sandes Einhalt thut, indem er ihn bindet, rückt der Auswurf des Meeres tief und tiefer nach Oſten ins Land hinein. Im Kleinen kann man die erſte Entſtehung der Dünen ſehr gut bei einem Schneegeſtöber beobachten, wenn bei ſchneidendem Oſtwind die Flocken leicht und klein gebildet ſind; man findet da oft auf weiten Ebenen ſtatt einer gleichförmigen Schneefläche Hügel an Hügel. Denn da der Boden dem in einer Richtung fortgetriebenen Schnee kleine Unebenheiten bietet, ſo lagert dieſer ſich an dieſelben, wie der Sand um die Dünenhalme.

Langſam, aber ebenſo ſicher als das Meer ſelbſt, verwüſtet ſein unfruchtbares Geſchenk die menſchlichen Wohnſtätten. Auf einer der mehrfach erwähnten Meyerſchen Karten ſind im Norden Hörnums zwei Dörfer, Niebelum und Kantum, verzeichnet. In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts rückte die wandernde Düne ſo unaufhaltſam gegen das erſtere jener beiden, daß die Einwohner genöthigt waren, ihre Häuſer zu verlaſſen und ſich an andern Stellen der Inſel anzubauen. Länger, ja bis auf den heutigen Tag, widerſtand das Dorf Rantum dem langſam vorrückenden Feinde. Aber nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte die Kirche nicht mehr an ihrem Orte gehalten werden, denn der feine Sand dringt wie der Schnee, wenn ihn der Sturm vor

ſich herpeitſcht, durch die feinſten Spalten. Die Rantumer brachen ihre Kirche ab und bauten ſie weiter nach Oſten wieder auf. Aber nach kaum funfzig Jahren waren die Dünen ſo weit nachgerückt, daß auch viele Häuſer nicht mehr gehalten werden konnten; und da ſich inzwiſchen die Zahl der Einwohner bedeutend verringert hatte, mußte zu Anfang dieſes Jahrhunderts die abermals bedrohte Kirche zum Abbruch verkauft werden. Noch findet man einige ihrer Fundamente im Sande ſtecken. Nach wenigen Jahren wird der letzte Ueberreſt des Dorfes, in welchem keine neuen Häuſer mehr aufgeführt werden, von den Menſchen verlaſſen ſein. Dann liegt alles Zurückgebliebene Jahrhunderte lang unter den Hügeln begraben; eine Zeit kommt aber, wo dieſe Wohnſitze der Menſchen, über welche hin ſich die wandernde Düne lagert, wieder ſichtbar werden. Was hier von einer fernen Zukunft geſagt wird, das iſt bereits geſchehen. So iſt auf Amrum ein alter Opferſtein von den Hügeln verlaſſen, und hier und da kommen Grabhügel der heidniſchen Frieſen ans Tageslicht, jetzt am Strande des Meeres, während die Menſchen, welche auf jenem opferten und in dieſe ihre Todtenurnen verſenkten, zwiſchen ſich und dem Meere die Düne hatten. Dieſelbe iſt wie eine Nebelwolke über die Monumente hingezogen, denen die Sonne jetzt hinter denſelben Hügeln aufgeht, hinter welchen ſie einſtmals unterging.

Auf dieſe Weiſe hat Sylt nicht bloß durch die Fluthen des Waſſers, ſondern auch durch die des Sandes Dörfer und Ackerland verloren, das Dorf Weſterland die Hälfte ſeiner Ländereien in vierhundert Jahren. Doch aber iſt der Schaden, den die wandernden Dünen anrichten, ſo groß nicht als der Vortheil, den ſie, zuſammen mit den Dünen Amrums, dem bewohnten Theil der Inſeln, dem gegenüberliegenden Feſtland, Föhr und einem Theil der Halligen gewähren. Sie bilden

in einer Ausdehnung von ſechs Meilen gegen den Andrang der Fluth einen faſt ununterbrochenen Wall, und eben der geſchloſſene Zuſammenhang der ſylter Dünenhügel bei ihrer zum Theil nur geringen Breite macht ſie zum erfolgreichen Widerſtand fähig. Ihre ſchwächſte Partie iſt jedoch die Mitte, da wo Sylt die Ausdehnung von Weſten nach Oſten hat, vom Dorfe Rantum an bis nach dem rothen Kliff. Könnte aber das Meer ſich in der Mitte einen Durchgang bahnen und die beiden Halbinſeln Hörnum und Liſt iſoliren, ſo wäre die Exiſtenz des ganzen, für die Deiche des Feſtlandes ſo wichtigen Bollwerkes bedroht. Mehr noch als die Sturmfluthen, welche nur ſelten eintreten, iſt der täglich wiederkehrende Ebbe- und Fluthſtrom dem Fortbeſtand der weſtlichen Dünen gefährlich. Denn dieſer läuft dem Fuß derſelben parallel, die Sandhügel unterminirend, bis ſie einſtürzen. Um das zu verhindern, müßten ſenkrecht auf die Baſis der Dünen lange und ſichere Lahnungen angelegt werden, das ſind Dämme von Holz, Steinen und Taug, wie man ſie an bedrohten Stellen der Deiche erbaut. Dieſelben würden den täglichen Strom verhindern, an dem Fuße der Dünen zu wühlen; aber ihre Aufführung würde enorme Summen erfordern, welche die Inſel unmöglich aufbringen kann und wozu die Feſtlandsbewohner, da die Gefahr noch ſo ferne liegt, ſchwerlich beitragen würden. Somit bleibt Nichts übrig, als ein Rückzug ſo langſam als möglich. Man ſorgt für die Bepflanzung der Dünen, daß ſie länger Widerſtand leiſten; man führt im mittleren Theile Sylts hinter einem gefährdeten Hügel einen Erdwall auf, und macht ſich den Wind dienſtbar, indem man ihn zwingt, an der Stelle, wo eine Düne nöthig wird, auch eine ſolche zu erbauen. Wenn dann die vordere zuſammenſtürzt, findet die eindringende Fluth ſchon eine neue fertig.

Dies ſind die letzten noch vorhandenen Trümmer eines in alter Zeit weit ausgedehnten, zuſammenhängenden Landes. So weit orientirt, wird dem Leſer eine allgemeine Reconſtruction deſſelben leichter werden und vielleicht auch einiges Intereſſe gewähren.

IV.

Reconſtruction der alten frieſiſchen Uthlande.

(Vergl. die Karte der frieſiſchen Uthlande.)

Die Watten, die noch übrigen Fundamente des frühern Landes. Die kleinen Seeriunen und die großen Waſſerſtraßen des weſtlichen alten Nordfrieslands. Entſtehung der Namen Nordfriesland und Uthlande. Die alte Grenze gegen das Meer. Die Eintheilung in Harden. Hiſtoriſches und mythiſches Land.

Der größte Theil der noch übrigen Ländertrümmer Nordfrieslands iſt in je vier und zwanzig Stunden nur zwei Mal dem Auge ſichtbar, nämlich eine kurze Zeit vor und nach dem niedrigſten Waſſerſtande. Wo der Reiſende auf der Fahrt von Huſum nach Wyk eine weite Waſſerfläche ſah, aus der die Inſeln und Halligen nur ſo eben hervortauchen, da dehnen ſich einige Stunden ſpäter meilenweit feuchte graue Landſtrecken aus. Das ſind die Watten. Das Meer hat ſich in die tiefern Rinnen zurückgezogen, von denen die größern zur Ebbezeit ſchiffbar ſind. Auch wenn die Fluth Alles überdeckt, iſt der Steuermann genöthigt, in dieſen Seeſtraßen ſein Fahrzeug zu halten; er erkennt dieſelben bald an der Richtung, die ein paar Thürme, Mühlen oder die Werften der Halli-

gen zu einander einnehmen, bald an den durch Anker feſtgelegten Seetonnen, oder den langen Baumreiſern, die, tief in den Sand geſteckt, über die Fluth hervorragen und biegſam von den Wellen hin und her geſchaukelt werden. Steht das Waſſer recht hoch über den Watten und hat das Schiff keinen großen Tiefgang, ſo werden wohl die gewöhnlichen Fahrſtraßen verlaſſen und Richtwege eingeſchlagen; nur muß der Schiffer genau berechnen können, ob er bei der grade herrſchenden Richtung des Windes über die ſeichten Gegenden hinüberkommen kann, ehe unter dem Kiel ſeines Fahrzeuges das Waſſer ſich verläuft. Dies Labyrinth ſchwer zu erkennender Seeſtraßen mit Sicherheit zu durchkreuzen, erfordert ſomit eine genaue Kenntniß ihrer Windungen, ihrer Tiefen, wie der Waſſermenge, die ſie ſowohl je nach der Fluthzeit, als nach dem öſtlich oder weſtlich wehenden Winde enthalten. Auch iſt ſolche Fahrt eine gute Uebung der Geduld. Denn während die ſechs Meilen von Wyk nach Huſum mit einem Segelſchiff oft in vier bis ſechs Stunden zurückgelegt werden, ſind dazu nicht ſelten drei Tage und Nächte erforderlich, in welcher Zeit das Fahrzeug ſechs Mal trocken gelegt und eben ſo oft wieder vom Waſſer emporgehoben und weiter getragen wird. Bei ſchönem warmen Wetter und wenn die Zeit nicht grade drängt, iſt es für den Reiſenden intereſſant, dieſe Verwandlung des Waſſers in Land und umgekehrt mit anzuſehen. Es war eine ſchwache Hoffnung, noch zur rechten Zeit aus einer ſeichten Fahrſtraße in eine tiefere zu gelangen; aber wie das Waſſer abfließt, beſänftigt ſich auch der Wind, der Kiel des Schiffes berührt dann und wann einmal den Grund, die Berührung wird anhaltend, und während der Unkundige glaubt, es gehe noch immer vorwärts, liegt das Schiff ſchon ſtille; es war der vorüberziehende Ebbeſtrom, der ſich vorn am Kiele theilt, was dieſe Täuſchung hervorrief. Allmählig

legt ſich das Schiff ein wenig auf die Seite; hier und da wird der Grund des Meeres ſichtbar; die grauen Stellen erweitern ſich nach allen Seiten, und bald iſt alles Waſſer rund umher verſchwunden; nur die feinen Rillen im Sande zeigen noch das Spiel, das auf ihm die ſeichten Wellen getrieben haben. Mit ihnen ſind die Fiſche weggezogen, nur hier und da zappelt einer ſaumſelig auf dem feuchten Sand; ihres belebenden Elementes beraubt liegen die Muſcheln geſchloſſen; die zahlloſen Seeeicheln, die ſich auf dieſen und den Steinen angebaut haben, halten ihre zarten Füße eingezogen; die Seeſterne und Seeigel liegen bewegungslos; wie gallertartige Klumpen hängen die halb durchſichtigen Seeroſen ſchlaff und formlos an den Steinen herab; auf den Sand hin lagern ſich die grünen und röthlich gelben Algen und zeigen, vom Waſſer nicht emporgehoben und ausgebreitet, ihre zierlich ſchönen Formen nicht mehr. Auf ſolchen Watten ſchmachtet Alles, die Muſchel wie der Schiffer, nach der Wiederkehr der Fluth; nur die Waſſervögel laſſen ſich in Schwärmen nieder, den günſtigen Moment benutzend, um ſich ihr Futter zu ſuchen, das bis dahin die Wellen bewahrt hatten; ihnen hat die Ebbe einen reichen Tiſch aufgedeckt. Aber die Fluth ſteigt die Waſſerſtraßen hinan und fließt von da nach allen Seiten über; in der Ferne gewahrt man ſchon einen ſchimmernden Streifen mit leichtem Schaum eingefaßt; derſelbe nähert ſich dem Schiff in merkwürdigen Windungen; die im Sande zurückgebliebenen Rillen füllen ſich, und nun iſt in kurzer Zeit die abermalige Metamorphoſe vollendet. Das Schiff legt ſich grade, es hebt ſich, und es wird Zeit, die Anker aufzuwinden und die Segel einzuſetzen.

Auf Nordfriesland kommen etwas mehr als vierzig Quadratmeilen ſolches zweifelhaften Gebietes. Daſſelbe erſtreckt ſich bei einer Breite von drei bis ſechs Meilen etwa vierzehn

Meilen von der Eider bis zur tiefen Fahrstraße, die sich um die Nordspitze der Insel Sylt biegt. Mit Strecken fetten, weichen Grundes, in den der Fuß des Wattenwanderers einsinkt, wechselt fester Sand, über den man leicht hinweggeht; Alles aber ruht, eine tiefe Schicht, auf untergegangenen, halb vermoderten Wäldern, die ihre liegenden Stämme nach Südosten kehren. Ab und zu ragen aus dem Sand und Schlick Menschenwerke hervor, Fundamente alter Göttertempel und christlicher Kirchen, Leichensteine und Ueberreste weggespülter Dörfer, die jedoch nur selten und von Wenigen gesehen sind, weil der Ostwind anhaltend vom Lande her das Wasser wegtreiben muß, um sie bloßzulegen. Dies ganze Gebiet aber ist die Unterlage vormals bevölkerter Landschaften, ein nun dem Spiel der Wellen anheimgegebenes, kahles nnd wandelbares Gebiet, das sich an den Deichen des Festlandes vergrößert und allmählig erhebt, bis es, die gewöhnliche Fluth überragend, sich zuerst mit Salzpflanzen, alsdann, wie vor den Deichen Dithmarschens, mit fruchtbaren Wiesen überzieht, wohinauf zur Sommerszeit das Vieh getrieben wird.

So geringe auch und für das Auge kaum bemerkbar der Niveau-Unterschied dieses Wattenreiches ist, so theilt sich dasselbe doch in verschiedene Partien; Wasserrinnen sondern und umgrenzen, wie ein Blick auf eine Seekarte zeigt, die einzelnen Theile; auf den größern derselben liegen die noch bewohnten und bebauten grünen Ueberreste des alten Nordfrieslandes. Einige haben, wie Föhr, nur einen schmalen Wattengürtel, sind also immer von den Wellen umspült; von andern, besonders einigen Halligen, entfernt sich weithin das Meer zur Ebbezeit; alsdann sind sie Oasen in der Wüste, Inseln aber zur Zeit der Fluth. Das größte Wattengebiet ist das, dessen höchste Gegend das unbeichte Pellworm bildet, das mit seinen acht Quadratmeilen auch vier kleine Halligen umschließt.

Etwa ſechs Jahrhunderte früher hätte der Reiſende den Weg, den er nun zu Schiff zurückgelegt hat, zu Fuß oder Wagen machen können. Freilich nicht zum Seebade auf Föhr, in welcher Gegend er damals, wie in dieſem ganzen Theil des alten Nordfrieslands, nur ſchmale ſalzige Seearme würde angetroffen haben. Nach der Sage trat man auf einem Pferdekopf über dieſe natürlichen Grenzen der alten Communen; oder es lag eine Fähre bereit, mittelſt welcher man über das „ſtraßenbreite" Waſſer ſetzte. Das ganze weſtliche Nordfriesland, von zahlloſen ſchmalen oder breitern Seearmen durchzogen, bot ſomit das Bild eines unregelmäßigen Gewebes mit großen Maſchen dar; man kann es auch jenen Idealbildern vergleichen, die in populären Lehrbüchern der Phyſiologie das Veräſteln und In-einander-übergehen der Arterien und Venen verſinnlichen. Nur glichen dieſe Kanäle, die das Meer von außen in's Land hineinbohrte und beſtändig erweiterte, inſofern nicht jenem Aderſyſtem, als ſie die Gegend umher nicht ernährten, ſondern vielmehr verzehrten. Bei der Ebbezeit liefen dieſelben zum Theil leer, ſodaß man z. B. von Sylt nicht nur, wie ſchon erwähnt iſt, nach der Gegend des jetzigen Amrum und Föhr gehen konnte, ſondern ſogar nach dem gegenüberliegenden Feſtland, nach Tondern, fuhr man zu Wagen an einem Tage hin und zurück.

In dies von Waſſerrinnen vielfach zerriſſene, aber trotz derſelben zuſammenhängende Land traten größere Seeſtraßen von Weſten nach Oſten herein, dieſelben, die noch jetzt die Schifffahrt zwiſchen die Watten hindurch ermöglichen, nur daß ſie damals zum Theil eine andere Richtung hatten. Um das ſüdliche Ende Nordfrieslands floß die Eider, außer welcher nördlich von ihr die Hewer und ganz im Norden die Liſterdyp die hauptſächlichſten ſchiffbaren, natürlichen Kanäle waren. Dieſe und ihre kleinen Nebenzweige trennten zugleich dieſen Theil

Nordfrieslands von den frieſiſchen Harden oder Diſtricten der Feſtlandsgeeſt, ſodaß im Lauf der Zeit, wie dieſe Trennung immer vollſtändiger ward, für jene erſteren der Name der Uthlande, d. h. der nach außen, außerhalb der feſten Küſte gelegnen Lande, früh ſchon im Gebrauche war. Die phyſiſche Ablöſung der Uthlande von dem Nordfriesland des Feſtlandes hatte auch eine politiſche Ablöſung zur Folge. Während in dieſem frühe ſchon däniſches und ſchleswigſches Recht und Sitte herrſchend wurde, erhielt ſich auf dem mehr iſolirten Meeresgebiet das einheimiſche Recht, die alte republikaniſche Verfaſſung. Dieſe Uthlande heißen auch Spadenlande, weil ſie, wie Heimreich ſagt, „mit dem Spaden beteichet werden; und Waterlande, weil ſelbige aus dem Waſſer ſein geholet".

Mit dieſem Theil Nordfrieslands haben wir es hier zu thun; es iſt nur der Theil eines Theils. Denn das ganze Friesland erſtreckte ſich in alter Zeit, als Oſtende noch eine frieſiſche Stadt genannt ward, von der Schelde bis zur Liſtertiefe, auf welcher Strecke noch ein Kranz von kleinen Inſeln mit weit hinausreichenden Sandbänken von dem einſtigen Daſein dieſes zuſammenhängenden Vorlandes Zeugniß giebt, welches das nordweſtliche Deutſchland damals beſſer, als jetzt die Trümmer es vermögen, vor dem Andrang des Meeres ſchützte. Die Zerſtückelung dieſes ausgedehnten Landſtrichs durch das Meer hatte eine Zerreißung der Nation zur Folge, da durch Eroberer von der Landſeite her die Naturereigniſſe rechtzeitig benutzt wurden. Einige Diſtricte verloren den Namen Friesland; derſelbe erhielt ſich jedoch in andern Theilen, in Weſt- und Oſtfriesland, in Unterſchied von welchen Ländern man, jedoch erſt in ſpäterer Zeit, die frieſiſchen Gegenden nördlich von der Elbe Nordfriesland nannte. Der berühmte däniſche Geſchichtſchreiber und Geiſtliche Saxo, der wegen ſeiner claſſiſchen

Gelehrſamkeit den Beinamen Grammaticus erhielt, nennt in ſeinem lateiniſchen Geſchichtswerk aus der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Frisia Minor, Kleinfriesland, was jetzt Nordfriesland genannt wird, zum Unterſchiede von dem größeren, zwiſchen Holland und Bremen gelegenen. Da aber der römiſche Hiſtoriker Tacitus mit demſelben Namen Nordholland bezeichnet, zog Dankwerth es vor, um Verwirrung zu vermeiden, die nördlich von der Elbe gelegenen frieſiſchen Gegenden Nordfriesland zu nennen.

Der Mündung der Elbe gegenüber ragt der Keuperfels Helgolaud aus der Nordſee hervor, und ungefähr zehn Meilen nördlich erhebt ſich mitten unter den Dünen Sylts das rothe Kliff aus demſelben, nun verwitterten Geſtein. Es liegt die Vermuthung nahe, daß dieſe beiden einſamen Wartthürme zwei übrig gebliebene Säulen eines langen Walles ſind, der das alte Friesland vor dem Meere ſchützte. Clement erzählt, daß weſtlich von Sylt der Gruud des Meeres ſteinig iſt, und daß man dort Felsblöcke von Häuſergröße trifft, ſodaß Fiſcher, die da ihre Netze auswerfen, über ein Dorf hinzuſegeln glauben. Ueber zwei Meilen reichen von Amrum ins Meer hinaus die gefährlichen Sandbänke; ſie ſolleu, nicht wie die Watten zwiſchen den Inſelu auf vermodernden Wäldern, ſondern auf Felſenriffen ruhen. Ebenſo ſchließen ſich an Helgoland nach Norden zu Felſenriffe an, ſodaß die Länge von dem Punkte, wo ſie aufhören, bis wo ſie unter den Dünen Amrums wieder beginnen, kaum vier Meilen beträgt. Wenn nun auch die jetzt zertrümmerten Länder in der Vorzeit ein ſolches Bollwerk hatten, ſo irrt doch Clement darin vielleicht, wenn er annimmt, daß ſchon zur Zeit dieſes natürlichen Dammes hinter demſelben nach Oſten zu fette frieſiſche Marſchen lagen. Das war nach Heimreich nicht der urſprüngliche Zuſtand; unſer Chroniſt meint vielmehr, daß, mit Ausnahme

einiger hoher Strecken, dieſe Gegenden „weiland eine wüſte See“ geweſen ſind, da man allenthalben tief in der Erde Muſchelſchalen und Schneckenhäuſer finde. „Nun aber“, fährt der alte Prediger fort, iſt unglaublich und wider die Natur, „daß ſolche Muſcheln in dürrem Erdreich ohne Waſſer wach„ſen mögen, weil anfänglich in derſelben Schalen lebendige „Fiſchlein ſein vorhanden, die aus der ſaltzen See auffgeholet, „gekochet und gegeſſen werden.“ Heimreich ſtimmt beſſer als Clement mit der Anſicht eines Deichinſpectors dieſer Gegend, dergemäß zuerſt die weſtliche Ufergrenze zerriſſen werden mußte, bevor die frieſiſchen Marſchen ſich bilden konnten. Aus der zertrümmerten Ufergrenze bauten Meer und Wind Dünenreihen, die aber an ſchwachen Stellen wieder durchbrochen wurden, ſodaß der Meeresſtrom eindrang und ſie, vereint mit dem Binnengewäſſer, vom dahinterliegenden Lande iſolirte. Da aber der Fluthſtrom fette Erdtheile hinter die Dünen ſchwemmte, die der Ebbeſtrom aus den Vertiefungen nicht wieder mit fortführen konnte, ſo wuchs dort die Marſch allmählig aus dem Meer hervor und begrünte ſich. Wäre das gewonnene Land da, wo die Dünen weggeriſſen waren, rechtzeitig durch Deiche geſchützt, ſo würde da Korn wachſen, wo jetzt die Auſtern und Muſcheln ihre Schalen bauen.

Lange vor der Zeit des Saxo Grammaticus müſſen dieſe Naturereigniſſe ſtattgefunden haben, der weſtliche Außenrand muß bereits lange zertrümmert und in Dünen verwandelt, die Dünenkette muß zerriſſen ſein, und dahinter muß ſich das Marſchland abgelagert haben. Denn jener erzählt, daß das Land reich iſt an Korn und Vieh, daß aber die Deiche daſſelbe vor Ueberſchwemmungen nicht zu ſchützen vermögen, daß man daher zur Sommerzeit mit dem Pflug darüber fährt, zur Winterzeit mit Schiffen, weßhalb es zweifelhaft ſei, ob man dieſe Gegend als Meer oder als Land zu betrachten habe.

Wenn nun der alte Gelehrte der Meinung iſt, daß die Ueberſchwemmungen das Land fruchtbar machen, ſo zeigt die Erfahrung das gerade Gegentheil, da auf den Aeckern, über die im Winter das ſalze Waſſer ging, das Korn abſtirbt, bevor es im nächſten Sommer reift. Da aber die Fruchtbarkeit hiſtoriſch ſicher iſt, ſo iſt der Antheil, den Saxo zu ſeiner Zeit dem Meere an dieſen Gegenden zuſchreibt, zu hoch angeſchlagen, und nicht mehr amphibienartig war ihre Beſchaffenheit.

Die Bewohner Nordfrieslands, die, wahrſcheinlich von Südweſten allmählig vorrückend, dieſe Meeresgegend in Beſitz nahmen, überkamen von Dänemark her die Eintheilung derſelben in Herden oder Harden, wobei zum Theil, jedoch nicht immer, die von der Natur gebildeten Seerinnen zur Grundlage dienten. Drei dieſer Harden lagen auf der hohen Geeſt des Feſtlandes, die übrigen vierzehn waren auf die niedrige Marſch der Uthlande vertheilt. Die bedeutendern Seeſtröme ſchloſſen dann wieder mehrere Harden, deren jede ihre eigene Verwaltung, ihr eigenes Gericht, Fahne und Siegel hatte, zu größern Diſtricten zuſammen. Solch ein größeres Ganze bildeten die ſogenannten Siebenharden, die aber eigentlich deren neun umfaßten; zu ihnen gehörten auch Sylt, Amrum, Föhr und der bedeutendſte Theil der Uthlande, die Fünfharden, die zuſammen den alten Strand oder Nordſtrand ausmachten. Dieſe fünf ſind jedoch gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts in drei verwandelt, „damit, wie Dankwerth ſagt, „es deſto weniger Rathleute und Rechtens gebe, und die Landleute an ihrer Nahrung deſto minder verſäumen möchten".

Die Halligen mit ihren Werften, die von der Promenade in Wyk geſehen werden, bildeten als zuſammenhängende Communen den nördlichen Theil des alten Nordſtrandes, wie es vor 1634 war. Bis hier herauf reichte alſo dieſe frucht-

bare Mitte des alten Nordfrieslands, von dem jetzigen Festland nur durch ſchmale, hier und da zur Ebbezeit trockene Furthen, von Föhr durch ein ſchmales Waſſer geſchieden. Etwa achttauſend Menſchen wohnten vor der großen Fluth in einundzwanzig Kirchſpielen des alten Nordſtrandes. Rund umher mit Deichen umgeben, war dieſer „über die Maßen fruchtbar an Korn und Vieh". Es war nichts Seltenes, daß eine Tonne Roggenſaat achtzehn bis vierundzwanzig Tonnen lieferte, ja die Gerſte ſoll funfzigfältige Frucht getragen haben. Daher lagen im Herbſte die Seeſtraßen Nordſtrands voll von Schiffen, die gekommen waren, den Ueberfluß hinwegzuführen. Das Vieh, das auf den Weiden des Strandes gemäſtet ward, war weit berühmt, ſodaß Dankwerth erzählt: „Die aller„größeſte und feiſteſte Ochſen, welche unſrer gnädigen Herrſchaft „etwa auf den Beilagern oder Kindtauffen pflegten unterthä„nigſt verehret zu werden, die kamen aus dem Nordſtrande." Sonach iſt es begreiflich, daß dieſe goldene Mitte Nordfrieslands für den vornehmſten Sitz der Frieſen galt, daß die reichen Bauern dort ihre Söhne auf Akademien ſchickten, „gute Künſte und Sprachen zu lernen". „Freilich", fügt der alte Geograph ſeiner Schilderung auf lateiniſch hinzu, „nachdem das Gute verloren iſt, dann erſt erkennen wir's."

Wenn man über den Hewerſtrom, des Norſtrandes ſüdliche Grenze ſetzte, ſo gelangte man in den ſüdlichſten der nordfrieſiſchen Diſtricte, nach Eiderſtedt, d. h. Stätte an der Eider, das jenem an Fruchtbarkeit nicht nachgiebt. Faſt um die Hälfte kleiner als das alte Eiderſtedt iſt die jetzt noch ſo genannte Halbinſel. Schon zu Dankwerths Zeiten war dies Land mit dem Feſtlande mittelſt Eindeichungen verbunden, nachdem es von ſeiner frühern Ausdehnung nach dem offenen Meere zu Viel verloren hatte. Auf den Karten, die uns die Geſtalt vor dem Jahre 1240 verſinnlichen, war Eiderſtedt

durch einen doppelten Ausfluß der Eider vom Feſtlande getrennt, und auch die drei Theile oder Harden, aus denen es beſtand, waren nahe aneinander grenzende Inſeln, daher ſie auch den Namen der Schiffharden führten, weil der gegenſeitige Verkehr durch Schiffe vermittelt ward. Auch erwähnt Dankwerth für ſie beſonders der Benennung der Spadenlande, nämlich von dem Spaden, „als ihrem beſten Gewehr wider des ungeſtümen Meeres Anfälle". Dem Feſtlande am nächſten lag das im engern Sinne ſo genannte Eiderſtäde, auf dieſes folgte Ewerſchop, das von der Ewer oder Hewer den Namen hatte, und die nach Weſten hinaus gelegene Inſel hieß Utholm, d. i. das äußere Eiland.

Mit Ausnahme vereinzelter Striche Geeſtbodens iſt Eiderſtedt lauter Marſchland, „welche graue Erde", nach Dankwerths Ausdruck, „eine Mutter iſt des wohlriechendſten, allergrößeſten und kräftigſten Wieſenklees". Alles gedeiht dort wunderbar, Korn und Früchte, ſowie Kühe, Schafe und Pferde. „Und „obwohl dies Land ſo wohl bewohnt und bevolket iſt, daß es „ſcheinet nur ein groß Dorff zu ſeyn, ſintemal die Häuſer bey„nah an einander reichen, alſo daß die zugehörigen Ländereyen „klein an Raum, aber groß von Tugendt, nur da entzwiſchen „liegen: kann es doch durch Gottes Gnade jährlich ein Großes „an Korn und Käſe außgeben und andern Ländern mittheilen."

Noch weiter hinaus nach Weſten als Utholm findet ſich auf den Meyerſchen Karten eine Inſel, nämlich der Südſtrand, welche jedoch kritiſche Forſcher zu den mythiſchen Dingen rechnen, obgleich ſie dort nach den Landesſagen mit heidniſchen Tempeln, mit chriſtlichen Kirchen und Kapellen, mit Dörfern und Wäldern belebt iſt. Hier kommen wir Helgoland ſchon auf eine Meile nahe; auf einer jener Karten ſehen wir ein mit Menſchen gefülltes Boot ohne Segel von jener Inſel abſtoßen nach dem Südſtrand hinüber. Wir laſſen die

einſtige Realität dieſer Südweſtecke Nordfrieslands hier natürlich auf ſich beruhen. Auch der Inſel Helgoland haben Dankwerth und Meyer eine große vormalige Ausdehnung gegeben, was nach alten Traditionen geſchehen iſt, aber humanis, d. h. menſchlichen, wie jener vorſichtig hinzufügt. Die zwei Quadratmeilen Ausdehnung, auf der Karte vom Jahre 800, die Dörfer, die Tempel der Foſeta, des Jupiter und Mars, die chriſtlichen Kapellen, das Kloſter des Gilbert, die heiligen Haine, welche die Inſel auf jener merkwürdigen Karte zieren, das iſt Alles in Anſpruch genommen von der ungläubigen Kritik, die in unſern Tagen ſo Vieles in mythiſchen Nebel auflöſt, was bis dahin für zuverläſſige Geſchichte galt. Jedoch erzählt der Kirchengeſchichtſchreiber Adam von Bremen gegen das Ende des elften Jahrhunderts von der Fruchtbarkeit der Inſel, ihrem Reichthum an Geflügel und Vieh, und erwähnt der beſondern Heiligkeit, die ſie, ein nur von einer Seite zugänglicher Ort, für alle Seefahrer, beſonders aber für Piraten, gehabt hat. Noch zu Dankwerths Zeiten weiden auf dem obern Theil des Eilandes Kühe und Pferde, freilich angebunden, damit ſie nicht von den Klippen ins Meer ſtürzen; aber Futter für den Winter müſſen die Einwohner denſelben vom feſten Lande holen.

Abgeſehen von dem vielleicht ganz fabelhaften Südſtrande und von Helgolands einſtigem Umfang, iſt die hier ſkizzirte Ausdehnung der nordfrieſiſchen Uthlande und der Zuſammenhang ihrer Theile hiſtoriſch ſicher. Denn ebenſo wenig wird der König Waldemar II., der auch der Sieger heißt, mythiſches Land in ſein Erdbuch aufgenommen haben, als ein Biſchof zu Schleswig in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in ſeine Verzeichniſſe Kirchen und Kirchenſprengel, die nicht exiſtirten. In dieſer ſpätern Zeit aber werden deren noch an hundert in den frieſiſchen Uthlan-

den gezählt. Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts war ihre Zahl auf ſiebzig reducirt, und jetzt zählt man auf den Inſeln der Weſtküſte funfzehn, während Nordſtrand allein vor der großen Fluth von 1634 noch einundzwanzig Kirchſpiele hatte; von dieſen letztern haben ſich bis jetzt ſechs auf den Trümmern des Nordſtrandes, den bedeichten Inſeln Pellworm und Nordſtrand und den dazu gehörigen Halligen erhalten. Aber die Zahl allein zeigt nicht was gerettet iſt; denn die noch übrigen Kirchſpiele ſelber ſind zum Theil nur noch Schatten der frühern.

V.

Ebbe und Fluth.

Eine Episode.

Unklare Vorstellungen. Ableitung des Hergangs aus der allgemeinen Gravitation. Scheinbarer Widerspruch zwischen Theorie und Erscheinungen. Keine Originalfluth im Atlantischen Ocean. Wahrer Ort der Originalfluth. Fortpflanzung derselben. Ausgleichung des Widerspruchs zwischen Theorie und Erscheinungen. Die Fluthbewegungen in der Nordsee. Bedeutung des englischen Kanals für die friesischen Inseln.

Die furchtbaren Wirkungen des Meeres in Nordfriesland, die ich im folgenden Abschnitt an einigen Beispielen anschaulich machen will, haben ihren letzen Grund in Fluthen, die durch Stürme zu einer ungewöhnlichen Höhe und Wuth gesteigert werden. Für den aus dem Binnenland Kommenden hat das für diese Gegenden so unheilvolle Steigen und Fallen des Wassers den Reiz eines bis dahin ungekannten, ungefährlichen Naturphänomens, und macht das Verlangen nach einer Zurückführung desselben auf die nächsten Bedingungen rege. Es versteht sich von selbst, daß eine Schrift, die es übernimmt, den Fremden in einer ihm unbekannten Gegend zu-

rechtzuweiſen, bei dem für dieſe wichtigſten Naturereigniß verweilen muß. Dazu ſcheint mir nun eben hier, da wir daſſelbe in ſeinen unheilvollſten Momenten betrachten wollen, die paſſende Gelegenheit und der ſchickliche Ort zu ſein.

Merkwürdigerweiſe leiden die meiſten populären Lehrbücher der phyſiſchen Geographie oder der Aſtronomie, bei denen man ſich, angeregt durch die Anſchauung des Phänomens, etwa Rath holen möchte, in dieſer Materie an einer auffallenden Kürze, woher es kommen mag, daß man ſelbſt bei Gebildeten auf abenteuerliche Vorſtellungen über den eigentlichen Hergang trifft. Unſere Naturphiloſophen machen ſich die Sache leicht. Auch hier ihrer Neigung folgend, alle Veränderungen an der Erde und am Himmel als organiſche Vorgänge zu betrachten, erinnern ſie, wie bei den Luftſtrömungen der Atmoſphäre an das Athemholen, ſo bei der Ebbe und Fluth an die Circulation des Blutes im thieriſchen Körper, und reichen aus mit der Annahme und vagen Vorſtellung einer eigenthümlichen Lebensregung, die in den Gewäſſern der Erde ſtattfinde, damit dieſelben nicht ſtagniren und faul werden. Jene intereſſanten Wellenſchwingungen unter das Weltgeſetz der Anziehung zu ſtellen, erſcheint als ein zu proſaiſches oder mechaniſches Verfahren. Freilich muß man geſtehen, daß die Art und Weiſe, wie z. B. der Reiſende Kohl dies Geſetz auf das Fluthen des Meeres anwendet, nicht minder abenteuerlich lautet, als wenn Naturphiloſophen und Poeten hier von einem organiſchen Naturproceſſe phantaſiren. Jener ſagt nämlich: „Der Mond erfaßt mit ſeinen anziehenden Kräften „das große Weltmeer an dem Punkte, über welchem er eben „im Zenith ſteht. Er hebt es ein wenig, ſehr wenig, vielleicht „nur um einen oder anderthalb Fuß in die Höhe, wie man ein „ausgebreitetes Tuch mit den Fingern in die Höhe hebt, und „weiter ſchreitend läßt er es wieder fallen.“

Warum doch thut er das Letztere und leiſtet auf „ſeine anziehenden Kräfte" Verzicht? Halten doch ſonſt die Weltkörper, was einmal in den Bereich ihrer Anziehung kam, feſt genug. Iſt die Kraft des Mondes einmal mächtiger, als die anziehende Erde, und zwar um ſo ſehr, daß jener die Oceane um einige Fuß in die Höhe hebt wie ein Menſch ein ausgebreitetes Tuch, ſo iſt nicht zu begreifen, warum er das Weltmeer, iſt es einmal erfaßt und hinaufgezogen, nicht über Aſien und Amerika hinwälzt. Sind die Küſten theilweiſe zu hoch, als daß der Mond das emporgehobene Meer dahinüber bringen könnte, vielleicht wie Pferde den zu ſchweren Wagen einen Berg nicht hinanziehen können, ſo müßte wenigſtens die Anſammlung des Waſſers an denjenigen Küſten, von welchen hinweg der Mond nach Weſten zieht, verſchwindend klein ſein gegen die Aufſtauung der Gewäſſer an allen denjenigen Küſten, auf die ſein Lauf gerichtet iſt — eine aus der Theorie ſich ergebende Verſchiedenheit, welche die Beobachtung der Fluthhöhen nicht beſtätigt. Merkwürdig erſcheint es ebenſo, daß der Mond ſeine Kraft nur an großen Gewäſſern übt, über die kleinen aber hinweggeht, ohne ſie zu beunruhigen. Das kommt daher, ſagt Kohl, daß er „gleichſam „ein Rieſe iſt, und, ſo zu ſagen, mit ſeinen gigantiſchen Fäuſten das Kleine nicht zu faſſen vermag". Aber bietet auch das Kleine nur einen verhältnißmäßig geringen Raum zum Haften, ſo iſt es dafür auch um ſo leichter emporzuheben. Dieſe Inſtanz macht Clement gegen die Erklärung der Ebbe und Fluth durch die Anziehungskraft geltend und fügt hinzu: „Vielleicht nimmt der Mond uns auch noch den Hut vom Kopf." Warum nicht auch? Haftet derſelbe doch zuweilen nicht feſter als das Waſſer, da der Wind ihn abbläſt.

Der Anſchauung Kohl's iſt hier nicht blos deshalb Erwähnung geſchehen, weil dieſer Reiſende gelegentlich der Be-

ſchreibung unſerer Gegenden ſeine Theorie aufſtellt, ſondern weil damit die allgemein herrſchende Vorſtellung in ſehr faßlicher Weiſe ausgeſprochen iſt. Daß zwiſchen dem Steigen und Fallen des Waſſers und zwiſchen dem Auf- und Untergehen des Mondes ein geheimnißvoller Zuſammenhang ſtattfindet, mußte anerkannt werden, ſobald Ebbe und Fluth die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Seit Alexanders des Großen Feldzügen war dies Phänomen, das man in der gebildeten Welt damals zuerſt, und zwar im indiſchen Ocean beobachtete, ein wiſſenſchaftliches Problem; und dies in ſo ernſter Weiſe, daß Alexanders Lehrer, der Philoſoph Ariſtoteles, im Mittelalter die höchſte wiſſenſchaftliche Autorität in der chriſtlichen Kirche, ſich in den Euripus geſtürzt haben ſoll, aus Schmerz, daß er die Urſachen der Erſcheinungen nicht ergründen konnte. Jener Plinius, deſſen bereits oben Erwähnung geſchehen iſt, ſagt in ſeiner anſchaulichen Weiſe geradezu, daß die Gewäſſer, „vom gierigen Geſtirn“ in Bewegung geſetzt, dieſem gehorſam ſind, und daß es ſie mit ſich zieht, als wolle es ſie verſchlingen. Nachdem Newton das Geſetz gefunden, oder das vielleicht ſchon gefundene zur Gewißheit erhoben hatte, demgemäß ſich die Weltkörper um einander bewegen, haben gleich ihm die bedeutendſten Naturforſcher ihren Scharfſinn angewandt, die Erſcheinungen der Ebbe und Fluth aus demſelben Naturgeſetze abzuleiten, unbeirrt dadurch, daß der Mond das ſchwere Weltmeer in Bewegung ſetzt, „ohne uns den leichten Hut vom Kopf zu nehmen“.

Eine verkehrte Anwendung des Gravitationsgeſetzes in dieſem Fall haben die Naturforſcher ſelbſtverſtändlich nicht zu verantworten. Aus demſelben folgt aber nicht, daß die irdiſchen Gewäſſer vom Monde unmittelbar in die Höhe gezogen werden, wie ein mit den Fingern etwas vom Tiſche gelüftetes Tuch. Es iſt allgemein bekannt, daß die Anziehung,

welche zwei Weltkörper gegenſeitig auf einander ausüben, ſowol durch ihre Maſſe als durch die Entfernung, in welcher ſich ihre Centra von einander befinden, beſtimmt wird. Verdoppelt oder verdreifacht ſich die Maſſe des einen, ſo iſt die Kraft, mit der er auf den zweiten einwirkt, auch doppelt oder dreifach ſo groß; verdoppelt oder verdreifacht ſich aber ſeine Entfernung, ſo iſt die Kraft der Anziehung im erſten Fall viermal, im letzten neunmal ſo klein geworden, als ſie es bei der erſten Entfernung war; d. h. allgemein ausgedrückt: die Anziehung zweier Körper verhält ſich direct wie ihre Maſſe, aber umgekehrt, wie das Quadrat der Entfernung. Weil nun alle Körper auf der Oberfläche der Erde dem Mittelpunkt dieſer, wo man ſich die Anziehungskraft concentrirt denken kann, ſo außerordentlich viel näher ſind, als dem Mittelpunkte der Sonne oder des Mondes, ſo kann von keinem eigentlichen Emporgehobenwerden weder der Gewäſſer noch anderer irdiſcher Dinge die Rede ſein. Denn obgleich die Maſſe und ſomit die anziehende Kraft der Sonne gegen die der Erde ſich ungefähr verhält wie die Zahlen 350,000 und 1, ſo iſt doch glücklicherweiſe das Tagesgeſtirn ſo weit entfernt von uns, daß es uns unſere mobilen Beſitzthümer nicht entführen kann; und aus demſelben Grunde iſt das Streben der irdiſchen Oceane zum Erdmittelpunkt faſt dreizehn Millionen mal ſtärker als zur Sonne. Der kleine Mond, deſſen Maſſe ungefähr nur den achtzigſten Theil der Erdmaſſe beträgt, wirkt wegen ſeiner größern Nähe allerdings mächtiger, als die ungleich größere Sonne. Aber auch er iſt nicht nahe genug, uns unſer Meer zu entreißen oder daſſelbe, in der wirklichen Bedeutung dieſes Wortes, emporzuheben, ſo gierig er auch nach Plinius Ausdruck iſt. Denn um dies zu können, müßte er erſt ſeine anziehende Kraft nahe an drei Millionen Mal verſtärken.

Dies vorauszuſchicken, hielt ich zur Berichtigung der über die Fluth des Meeres herrſchenden Vorſtellungen für nothwendig. Das Verkehrte liegt darin, daß man nicht bedenkt, wie an einer Stelle eine Fluth nicht anders als durch Herzuſtrömen des Waſſers von einer andern entſtehen kann. Die Fluth iſt nicht eine directe, ſondern eine indirecte Folge der Anziehung, welche Sonne und Mond, beſonders aber letzterer, auf die Erde ausüben. Kann dieſer uns auch nicht die Gewäſſer entführen, ſo muß er doch auf ihr Verhältniß zum Mittelpunkt der Erde, d. i. ihre irdiſche Schwere, einen Einfluß üben. Offenbar verlieren dieſelben, ſobald der Mond ſich über ſie ſtellt und auf ſie wirkt, ein ganz Kleines von jenem Zuge, womit ſie, wie alle irdiſchen Körper, zum Mittelpunkt der Erde beſtändig ſtreben. Sie werden alſo eben hier um ein Geringes leichter werden und eine unſichtbar innere Veränderung bis auf ihren tiefſten Grund erfahren. Dieſe Wirkung des Mondes muß nach allen Seiten der gekrümmten Waſſerfläche hin mehr und mehr abnehmen, bis ſie da, wo er im Horizonte ſteht, Null geworden iſt. Hier alſo befindet ſich verhältnißmäßig ſchwereres Waſſer; und da in einem und demſelben ungeheuren Baſſin das Gleichgewicht der ſo leicht beweglichen Maſſentheilchen geſtört iſt, da nun der Zug der Schwere nicht allein mehr zum Centrum, ſondern auch ſeitwärts geht: ſo müſſen die kleinſten Theile des Elementes in irgend welche Bewegung gerathen, und dieſe muß ſich mit ſchwingender Schnelligkeit von den Regionen der größten Schwere aus weiter pflanzen. Nur eine im vollkommenſten Gleichgewicht ſich befindende Waſſermaſſe kann im Zuſtande der Ruhe verharren; hier aber iſt das Gleichgewicht aufgehoben. Die Berge und Thäler auf dem Grunde des Meeres müſſen die Erregung und den ſeitlichen Druck des Waſſers in Wellenbewegung verwandeln, die, im offenen Ocean

wenig bemerkbar, ſich an den entgegengeſetzten Inſeln und Küſten zeigen wird.

Bei dieſer Erklärung des Herganges verurſacht der Umſtand, daß, während das Meer irgendwo fluthet, es dies auch auf der entgegengeſetzten Hälfte der Erde thut, keine Schwierigkeit; denn hier muß die Wirkung ganz dieſelbe ſein, nur von einer umgekehrten Seite. Ebenſo wenig wie der Mond unſer Meer über den Mittelpunkt der Erde unmittelbar emporzuheben vermag, iſt er, wie man ſich wohl vorſtellt, im Stande, die Erde unter dem Meere ihrer entgegengeſetzten Seite förmlich hinwegzuziehen. Aber die Wirkung, welche die im Mittelpunkt der Erde concentrirt gedachte Anziehungskraft auf das Meer der Erdoberfläche ausübt, muß er verringern, und ſo dieſelbe Erregung, dieſelbe Störung des Gleichgewichtes auch in den Meeresgegenden erzeugen, die ihn gerade unter ſich haben. Somit verringert er in jenem erſten Fall das Streben der Gewäſſer zum Mittelpunkt, im letztern aber die anziehende Kraft des Mittelpunkts auf die Gewäſſer, was ſich in der Sache ſelber gleich bleibt, und das Reſultat iſt daher daſſelbe in beiden entgegengeſetzten Hemiſphären.

Daß man ſeit des Ariſtoteles Zeiten beim Monde die Erklärung des Steigens und Fallens der Meere ſuchte, dazu wurde man durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß ſich von einem Tage zum andern die Fluth ebenſo verſpätet wie der Mond. Etwa funfzig Minuten nach dem Augenblick, in welchem er an einem beſtimmten Tage ſeinen höchſten Stand am Himmel erreichte, hat er dieſen den Tag darauf eingenommen, ſodaß er nach neunundzwanzigmaligem Auf- und Untergehen denſelben Stand zur Sonne wieder eingenommen hat. Ebenſo muß es ſich auch, wenn die Theorie richtig iſt, mit dem höchſten und niedrigſten Waſſerſtand verhalten. Derſelbe

muß heute funfzig Minuten ſpäter eintreten als geſtern und dieſe Verſpätung täglich inne halten.

Bei dem Wechſel der Ebbe und Fluth iſt dieſer regelmäßige tägliche Zeitwechſel die eine der wichtigſten Erſcheinungen; eine andere, die ſich ſchon vor der Erfahrung ebenſo unmittelbar aus der Theorie ergiebt, iſt die wechſelnde Höhe und Tiefe der ſteigenden und fallenden Gewäſſer innerhalb eines Monates. Bisher iſt auf den Mond allein Rückſicht genommen, weil er, als das für das Meer mächtigere Geſtirn, das Hin- und Herfließen deſſelben regulirt. Aber wenn auch die Sonne wegen ihrer größern Entfernung das Verhältniß des Waſſers zum Mittelpunkt der Erde in geringerm Maße ſtört, ſo muß ſie doch im Grunde dieſelbe Wirkung üben. Zwei Mal während eines Mondumlaufs um die Erde ſteht dieſe mit Mond und Sonne in einer faſt geraden Linie, nämlich wenn der Mond mit der Sonne aufgeht, mit ihr culminirt und untergeht, alſo zur Zeit des Neumondes; und wenn zur Zeit des Vollmondes die Erde zwiſchen Sonne und Mond gekommen iſt. Alsdann addirt ſich die geringere Sonnenwirkung mit der ſtärkeren des Mondes, und die Fluthen müſſen höher, die Ebben tiefer ſein, als zu jeder andern Zeit. Da aber der Mond täglich etwa 50 Minuten hinter der Sonne zurückbleibt, ſo iſt die gerade Linie und damit die vereinte Wirkung bald geſtört. Wenig Tage nach dem Neumond kommt er über unſern Horizont, wenn ſchon die Sonne hoch oben ſteht, wo er alsdann culminirt und ſeine Wirkung übt, wenn dieſe unter den Horizont hinabſinkt. Alsdann muß da, wo der Mond eine Fluth bewirkt, die Sonne eine Ebbe erzeugen, und umgekehrt. Da aber nach den ſcharfſinnigen Berechnungen Newtons der ſtörende Einfluß, den die Sonne auf das Verhalten der irdiſchen Gewäſſer zum Erdmittelpunkt übt, ſich zu dem des Mondes verhält ungefähr wie 2 zu 9,

ſo zeigt ſich, daß die Meeresfluth durch die Sonne wohl gemindert, aber bei keiner Stellung der beiden Geſtirne aufgehoben werden kann. Wir müſſen demnach zur Zeit des erſten und letzten Viertels weniger hohe Fluthen und weniger tiefe Ebben haben als zur Zeit des Neumondes und Vollmondes. Der Sprachgebrauch unterſcheidet bekanntlich zwiſchen Nipp- und Springfluthen.

Was noch ſonſt bei dieſer Theorie in Erwägung zu ziehen wäre, wie die ſtets wechſelnde Entfernung ſowohl des Mondes von der Erde als der Erde von der Sonne, der Stand des Mondes bald über dem Erdäquator, bald nördlich und ſüdlich von demſelben, was Alles, wenn die Theorie richtig iſt, an dem Weltmeere ſich zeigen muß, das kann hier füglich, um dieſe Epiſode nicht allzu ſehr auszudehnen, übergangen werden. Jeder würde befriedigt ſein, wenn er an dem wahrgenommenen Fluthen und Ebben des Meeres die Theorie nur ſo weit ſich verwirklichen ſähe, als ſie ſoeben dargeſtellt iſt. Aber wer ſich nun an das Ufer ſetzen wollte mit dem Kalender in der Hand, in welchem der Auf- und Untergang des Mondes notirt iſt, und zuſehen, ob auch Alles genau ſo eintrifft, der würde ſich ſehr enttäuſcht finden. Denn weder ſteht das Waſſer am höchſten, wenn der Mond am höchſten ſteht, noch liegen zwiſchen der heutigen und geſtrigen Tagesfluth funfzig Minuten, noch fallen die relativ höchſten Fluthen mit Voll- und Neumond zuſammen. An den Mündungen der Themſe und Elbe iſt allerdings Hochwaſſer, wenn der Mond culminirt; hier in Wyk aber bleibt daſſelbe gute zwei Stunden hinter dem Durchgang des Mondes durch den Meridian zurück. Während hier ferner z. B. zwiſchen der Fluth des 5. und 6. Aug. 1857 nur 24 Stunden und 18 Minuten liegen, tritt die des 14. Aug. erſt 25 Stunden und 28 Minuten nach der des 13. ein; ja im September ſind dieſe Zeit-

unterſchiede noch bedeutender. Endlich nicht bei Voll- und Neumond haben wir in Nordfriesland Springfluth, und ebenſo wenig Nippfluth beim erſten und letzten Viertel, ſondern erſt einige Tage nach dieſen Conſtellationen.

Vielleicht hat dies ſcheinbare Mißverhältniß zwiſchen Theorie und Wirklichkeit darin ſeinen Grund, daß die Ausdehnung der Nordſee zu unbedeutend iſt, als daß ſich in ihr ein unmittelbares Ebben und Fluthen erzeugen könnte, in welchem Falle daſſelbe dort eine Nachwirkung der Bewegung im Atlantiſchen Ocean wäre. Somit werden wir, um die Richtigkeit der Theorie zu prüfen, fürs erſte in dieſes Weltmeer hinausgewieſen. Im Jahre 1835 ſind mit Unterſtützung der engliſchen Regierung durch Profeſſor Whewell in Cambridge genaue Unterſuchungen über Ebbe und Fluth angeſtellt; und da ſich an denſelben die europäiſchen Seemächte wie die nordamerikaniſchen Staaten betheiligten, konnten ſie eine wahrhaft großartige Ausdehnung erhalten. Auf 666 dazu errichteten Stationen längs einem Theil der Oſtküſte Amerikas und von der Straße von Gibraltar bis zum Nordcap ſind damals in etwa drei Wochen des Junius über 40,000 Beobachtungen gemacht und aufgezeichnet. Den Karten, die ſich in den Lehrbüchern der phyſiſchen Geographie über das Fortſchreiten der Fluthwelle finden, liegen Whewells Unterſuchungen zum Grunde, aus denen ſpäter Dr. Germar in Auguſtenburg die Folgerungen gezogen hat.

Uns intereſſirt hierbei alſo zuerſt die Frage, ob die Theorie, die ſcheinbar auf unſere Nordſee nicht paſſen will, ſich am Atlantiſchen Ocean bewahrheitet, der mit jener in doppelter Verbindung ſteht. Man wußte von dieſem Ocean freilich lange ſchon, daß ſein höchſter Waſſerſtand nicht mit dem höchſten Stand des Mondes zuſammenfällt, erklärte dies jedoch aus der Trägheit des Waſſers, oder aus dem Beſtreben

deſſelben, in ſeiner Lage zu verharren, zur Ueberwindung deſſen es eine gewiſſe Zeit nöthig habe, um der anziehenden Kraft des Mondes zu folgen. Iſt dieſe Anſicht der Sache richtig, ſo muß überall im Atlantiſchen Ocean die Verſpätung der Fluth ungefähr dieſelbe ſein. Glücklich trafen nun die vor Whewell gemachten Beobachtungen darin zuſammen, daß ſie eine Verſpätung von zwei bis drei Stunden ergaben, ſowohl bei St=Helena, als am Vorgebirge der guten Hoffnung, als beſonders im Hafen von Breſt an der nordfranzöſiſchen Küſte, ein Umſtand, der die Richtigkeit der Theorie außer Zweifel zu ſetzen ſchien. Whewells Beobachtungen aber ſtürzten das aus den frühern gezogene Reſultat über den Haufen, denn nach dieſen folgt nicht überall die Fluth dem Monde; auch haben die Gegenden, die unter demſelben Meridian liegen, nicht den höchſten Waſſerſtand zur ſelben Zeit, was ſie doch haben müßten, wenn der Mond auf ſeinem Wege von Oſten nach Weſten das träge Meer in einer gewiſſen Entfernung hinter ſich herzöge. Das Merkwürdigſte iſt, daß unter dem Aequator, alſo da, wo Mond und Sonne am mächtigſten wirken können, wenn jener durch den Zenith geht, das Waſſer des Atlantiſchen Oceans ebbt, und daß es erſt fluthet, wenn der Mond für dieſe Gegenden unter den Horizont ſinkt. Hierzu kommt noch, was ganz beſonders ins Gewicht fällt, daß man in dieſem Weltmeer auch vergeblich ein Zuſammenfallen der relativ höchſten oder der Springfluthen mit dem Neu= und Vollmond ſucht. Während dieſe bei der Themſe ungefähr zwei und einen halben Tag zu ſpät für die Theorie erfolgen, werden ſie im ſüdlichen Theil des Atlantiſchen Oceans einen Tag, im nördlichen aber anderthalb Tage nach jenem Stand des Mondes zur Sonne wahrgenommen, demgemäß beide Himmelskörper ihre Wirkungen addiren.

Der Widerſpruch zwiſchen der Theorie und den Erfah=

rungen, in einem Meere von ſo bedeutender Ausdehnung wie der Atlantiſche Ocean gemacht, erſcheint auf den erſten Blick als ein ſehr gewichtvolles Zeugniß gegen jene, denke man ſich nun den Hergang als ein wirkliches Emporgehobenwerden der Gewäſſer, oder als eine Störung des Gleichgewichtes der Waſſermaſſe in einem und demſelben großen Baſſin. Jedoch hat man ſich hier vor einem übereilten Schluß zu hüten, da ja möglicherweiſe vom Atlantiſchen Ocean daſſelbe gelten könnte, was von der Nordſee gilt, daß nämlich dort ebenſo wenig als hier die irdiſchen Bedingungen zu einer directen Fluth vorhanden ſind. Daß nun eine ſolche im Atlantiſchen Ocean wirklich nicht ſtattfindet, geht aus der folgenden Beobachtung unwiderſprechlich hervor. Zeigten ſich die Einflüſſe des Mondes und der Sonne an dem Atlantiſchen Ocean in urſprünglicher Weiſe, ſo müßte die Fluthwelle ſich von Norden und Süden gegen die Tropengegend wälzen, wo, wie geſagt, die großen Geſtirne am mächtigſten wirkſam ſind. Aber die Fluthwelle geht durch den ſüdlichen Theil des Oceans von Süden nach Norden hin, gelangt zum Aequator erſt ſechs Stunden nach der Culmination des Mondes und ſetzt ihren Weg von da in derſelben nördlichen Hauptrichtung fort. Nimmt man dazu die im Atlantiſchen Ocean bemerkte Verſpätung der Springfluthen, ſo kann kein Zweifel darüber obwalten, daß auch er nicht auf den Ruhm einer Originalfluth Anſpruch machen kann. Etwas Anderes aber folgt auch nicht aus den beobachteten Erſcheinungen, und die Theorie könnte noch gerettet werden, wenn es ſich nur zeigte, daß ſie ſich ſonſt irgendwo realiſirt.

Leider ſind die Beobachtungen im Großen oder Stillen Weltmeer bis heute noch ſehr mangelhaft; aber höchſt merkwürdig und für die ganze Frage entſcheidend iſt der Umſtand, daß man jene Springfluth, die in der Nordſee anderthalb Tage,

im Süden des Atlantiſchen Oceans aber einen Tag nach Neu- und Vollmond eintrifft, von letzterer Stelle weiter rückwärts bis in den Stillen Ocean verfolgt hat, wo ſie zu der Zeit eintrifft, zu welcher die Theorie es verlangt. Man iſt im Stande, dieſer kosmiſchen Wirkung von ihrem Urſprung in der Mitte des Stillen Weltmeeres aus ſüdlich um Auſtralien herum, alsdann im Atlantiſchen Ocean gegen Norden hinauf, und von da durch die nördliche Oeffnung der Weſtſee in dieſe hinein bis zur Mündung der Themſe nachzugehen. Dies nun iſt auch der Weg der fluthenden Meeresbewegung überhaupt, die nicht nur in ihren Erſcheinungen an der Quelle belauſcht, ſondern auch auf ihrer langen Reiſe von Stunde zu Stunde verfolgt iſt.

Die Annahme, daß der Urſprung aller fluthenden Bewegungen der Meere im Großen Ocean zu ſuchen ſei, hat ſelbſt ohne jene angedeutete Verfolgung ihres Weges ſchon dadurch einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer Ocean, im Vergleich zu den andern, den kosmiſchen Einflüſſen eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung bietet. Eine große, ununterbrochene Oberfläche aber iſt erforderlich, um das merkwürdige Phänomen hervorzurufen. Zöge der Mond das Waſſer direct vom Erdmittelpunkt erſt empor und alsdann auf ſeinem Wege hinter ſich her, ſo müßte in jedem größern Meere eine directe Fluth ſtattfinden, und unmöglich könnte der Mond über die Ebbe des Atlantiſchen Meeres hingehen. Verhält ſich die Sache aber ſo, daß er nur das in einer Waſſermaſſe herrſchende Gleichgewicht der einzelnen Waſſertheilchen ſtört, ſodaß die Fluth erſt eine indirecte Folge ſeiner Einwirkung iſt, wie oben angenommen ward, eine Ausgleichung der bewirkten Störung: ſo kann ſich dieſe letztere energiſch erſt an einer Waſſermaſſe äußern, die ſich vom Standpunkt des Mondes aus nach allen Seiten, oder doch nach

einigen, etwa neunzig Grade hin erſtreckt; denn nur bei ſolcher Ausdehnung des Meeres ſteht demſelben der Mond zugleich im Zenith und Horizont. So hat er das leichtere Waſſer unter ſich, das ſchwerere in einem weiten Kreiſe rund umher, und die ausgleichende Strömung muß beginnen. Denken wir uns den Mond zwiſchen dem mittleren Amerika und Afrika, alſo da, wo der Atlantiſche Ocean die größte Breite hat, ſo heben nach Oſten und Weſten ſchon in einer Entfernung von nicht vierzig Graden die Continente ſeine Wirkung auf. Steht er dagegen mitten über dem Stillen Meere, ſo haben die öſtlichen und weſtlichen Küſten, nämlich Panama und das nördliche Auſtralien, ihn faſt im Horizont, und nach Süden zu erſtreckt ſich eine ungeheure, offene Waſſermenge bis zum Pol, während ſich die Küſten nach Norden zu erſt ganz allmählig, ſechzig Grade vom Aequator, zuſammenziehen. Fünf Zwölftheile des ganzen Erdumfanges bedeckt in den Tropengegenden das Stille Meer und hat eine Flächenausdehnung, welche die Ausdehnung aller Continente um eine Million Quadratmeilen übertrifft. Die bedeutende Tiefe dieſes Oceans macht ihn außerdem zur Aufnahme des kosmiſchen Einfluſſes um ſo geeigneter.

Abgeſehen alſo von jenem directen Nachweiſe, den die mit dem Neu- und Vollmond zuſammenfallenden Springfluthen im Stillen Ocean, wie die von da fortſchreitenden täglichen Fluthwellen darbieten, führt ſeine Ausdehnung ſchon ohne Weiteres auf die Vermuthung, daß die Wellenſchwingungen, die wir an den Küſten der Nordſee beobachten, an ſeinen weitentfernten Koralleninſeln den Ausgang nehmen. Die über das Fortſchreiten der täglichen Fluthwelle vorhandenen Karten verfolgen dieſelbe ſtundenweis von ihrem Ausgang bis zu ihrem letzten Verſchwinden an entlegenen Küſten. Um die Südküſte Auſtraliens herum nach Weſten zu fort-

ſchreitend, tritt ſie, wahrſcheinlich durch den Einfluß des ſüdlichen Polarmeeres verſtärkt und mehr nördlich ſich biegend, in den Atlantiſchen Ocean, den ſie von Süd-Oſt nach Nord-Weſt durchſchreitet, bis ſie in der Gegend Neufoundlands, ihre nördliche Richtung beibehaltend, nach Europa hinüber, alſo gegen Oſten hin ſich wendet, zwiſchen Schottland und Norwegen aber eine ſüdliche Richtung annimmt, während zugleich eine Schwingung durch den Engliſchen Kanal dringt. Nicht als ob die ganze Waſſermaſſe ſich fortbewegte, ſodaß die Flüſſigkeit des Stillen Oceans endlich die frieſiſchen Küſten und Inſeln beſpülte, ſondern es iſt jenes der Weg der Schwingung, in welche die zuſammenhangende Waſſermaſſe des Erdballs verſetzt iſt. So iſt es nichts Unbegreifliches, daß dieſe Schwingung den mehrere Tauſend Meilen langen Weg in zwei bis drei Tagen zurücklegt; daß ſie je nach der Hebung oder Senkung des Meeresbodens bald langſamer, bald ſchneller vorwärts eilt; daß ſie, im offenen Meere kaum bemerkbar, an entgegenſtehenden Küſten und beſonders in engen Meeresſtraßen das Waſſer zu einer ungewöhnlichen Höhe emportreibt, wie in der Fundybai. Hiermit erklärt ſich auch, daß in der Nordſee ſowohl als im Atlantiſchen Ocean der höchſte Stand des Waſſers an einer Küſte von der dortigen Culmination des Mondes durchaus unabhängig iſt, daß er dieſer folgen, wie ihr vorangehen oder mit ihr zuſammentreffen kann. Das Zuſammentreffen an den Mündungen der Themſe und Elbe iſt ein zufälliges; nicht der hier eben hoch am Himmel ſtehende Mond zieht das Waſſer empor, ſondern der vor mehreren Tagen über den Stillen Ocean hinzog, blickt hier auf eine Nachwirkung ſeines dortigen frühern Einfluſſes herunter, den er daſelbſt regelmäßig in 24 Stunden zwei Mal wiederholt.

Hierdurch iſt der ſcheinbare Widerſpruch zweier Erſcheinungen mit der Theorie, nämlich die Verſpätung der Spring-

und Nippfluthen, wie das Nichtzuſammentreffen des höchſten Waſſerſtandes mit dem höchſten Stand des Mondes erklärt und ausgeglichen. Es bleibt nur noch zu erklären übrig, wie es kommt, daß zwiſchen zwei Tagesfluthen nicht immer gleichmäßig 24 Stunden und 50 Minuten mitten inne liegen.. Freilich zeigt ein Blick in den Kalender, daß die 50 Minuten, die als Verſpätung im Lauf des Mondes angenommen wurden, nur eine Durchſchnittszahl ſind. Wie ſeine Entfernung von der Erde ſich innerhalb beſtimmter Grenzen vergrößert und verringert, wird auch ſein Lauf langſamer und ſchneller, eine regelmäßige Unregelmäßigkeit, die ſich an der täglichen Wiederkehr des höchſten Waſſerſtandes äußern muß. Aber bedeutender als beim Lauf des Mondes iſt bei der Fluth die Abweichung von der Durchſchnittszahl ihrer täglichen Verſpätung; daß dies jedoch nothwendig ſo ſein muß, ergiebt ſich durch eine einfache Betrachtung. Wenn die drei Himmelskörper zur Zeit des Neu- und Vollmondes eine gerade Linie oder nahezu eine ſolche bilden, ſo liegt der Punkt der Wirkung, welche Mond und Sonne vereint üben, im Mittelpunkt dieſer Geſtirne, geht mit ihnen auf und unter. Sobald dieſelben aber, von der Erde aus geſehen, aus der geraden Linie weichen bis zum erſten und letzten Viertel, und während ſie allmählig wieder in die erſtere Stellung übergehen, hat auch jener Punkt der Wirkung aufgehört, im Mittelpunkte der Sonne und des Mondes zu liegen; er befindet ſich vielmehr irgendwo zwiſchen ihnen; er verſchiebt ſich ſo, daß er bald, vor dem Monde hergehend, den höchſten Punkt am Himmel früher als dieſer erreicht, bald, ihm folgend, die Wirkung des Mondes verſpätet. Eine geringe Anſtrengung der Phantaſie verſinnlicht die ſen Hergang; zuſammen mit der bald ſchnelleren, bald langſameren Eigenbewegung des Mondes, bringt derſelbe

die Unregelmäßigkeit in der Zeit in ſchönſten Einklang mit der Theorie, ja iſt ein ſchlagender Beweis ihrer Richtigkeit.

Für uns hat die Fluth der Nordſee das nächſtliegende Intereſſe, weßhalb wir bei dieſer noch einen Augenblick verweilen. Während im ſüdlichen Theil des Atlantiſchen Oceans, da wo Inſeln und Küſten die Wirkung nicht hemmen, die Fluthwelle ſich mit der Geſchwindigkeit von 120 geographiſchen Meilen in einer Stunde nach Norden fortpflanzt, legt ſie, im Engliſchen Kanal angekommen, nur noch fünf bis ſechs Meilen in derſelben Zeit zurück, und braucht volle ſechs Stunden, um vom weſtlichen Ende dieſer Meerenge bis zum öſtlichen zu gelangen. Hier beim Eingang in die Nordſee theilt ſie ſich; die eine Welle biegt an der engliſchen Küſte bei Dover nordwärts, bis ſie am Vorgebirge Nordforeland, ſüdlich am Ausfluß der Themſe, der Beobachtung entgeht. Ein anderer Strom zieht ungemein langſam die franzöſiſche, belgiſche und holländiſche Küſte entlang. Die Wirkungen der vom Kanal in die Nordſee dringenden Fluthen würden ſich faſt unmerklich verlieren, wie ſie es, durch die Straße von Gibraltar ins Mittelländiſche Meer fortgepflanzt, wirklich thun. Aber raſcher als im Kanal ſchreitet die Fluthwelle oberhalb Irlands und Schottlands nach Oſten zu und dringt, nachdem ſie der weiten nördlichen Oeffnung der Nordſee gegenüber angelangt iſt, die ganze Breite des großen Beckens einnehmend, bis zum Cap Kinnaird in Schottland hinab, das dem Cap Lindesnäs im ſüdlichen Norwegen gegenüberliegt. Dieſe ſich quer über die ganze Nordſee ziehende Fluthwelle theilt ſich hier zwiſchen den beiden Vorgebirgen ſo, daß eine ſchwächere Wallung um Norwegen herumgeht, ein mehr kräftiger Strom aber in ſechs Stunden vom Cap Kinnaird nach dem Hafen von Yarmouth gelangt. Hier nun theilt ſich abermals

die von Norden kommende Welle; ein Strom biegt in die Themſe, ein anderer ſetzt nach der holländiſchen Küſte hinüber, wo er gleichzeitig mit jener Welle zuſammentrifft, die wir vom Känal aus eben dahin gelangen ſahen. Vereinigt gelangen beide Fluthwellen zur Zeit der Mondesculmination bis vor die Mündung der Elbe und tragen von da die Schiffe in den Hafen Hamburgs. Aber auch an die Küſten Schleswigs und Jütlands ſchlägt derſelbe Strom und bringt zwiſchen die frieſiſchen Inſeln und Halligen, die alſo mittelſt der beiden Verbindungsſtraßen der Nordſee mit dem Atlantiſchen Ocean aus dieſem eine vereinte gleichzeitige Strömung empfangen.

Das eben iſt es, was nach der übereinſtimmenden Meinung der Chroniſten alles Elend über Friesland brachte. Die zwiſchen Schottland und Norwegen in die Nordſee dringende Fluthwelle zieht ſich mit ihrer größten Kraft an der ſchottiſchen Küſte ſüdwärts, wo das Meer tief iſt; aber ſie verliert allmählig an Energie und Schnelle, beſonders da ſie ſich noch bei Jarmouth theilt, um einen Arm gegen die holländiſche Küſte zu ſenden. Da ſich hier jedoch die mehrfach geſchwächte mit dem gleichfalls nur ſchwachen Strom, der durch den Kanal eben dahin gelangt, vereinigt, ſo wird aus zwei unbedeutenden Feinden ein mächtiger. Mit der Trennung Frankreichs und Englands und der ſpätern Erweiterung der Waſſerſtraße war Frieslands Schickſal entſchieden.

Dies Naturereigniß fällt in eine vorhiſtoriſche Zeit; auf den älteſten Karten, wie auf der des Ptolemäus aus dem zweiten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, finden wir Britannien als eine Inſel. Aber die mythenbildende Phantaſie bemächtigte ſich des vor der menſchlichen Erinnerung liegenden Naturereigniſſes und geſtaltete es zu einer böſen Folge menſchlicher Leidenſchaft. Eine engliſche Königin liebte einen däniſchen Regenten, und dieſer verſprach ihr, ſie als Ehegemahl in

ſein Reich zu führen. Jedoch er wurde treulos, und das betrogene Weib ſann auf Rache. Schiffe und Mannſchaft mag ſie nicht gehabt haben; ſie ſammelte aber in ihrem Lande tüchtige Arbeiter und ließ ſieben ganze Jahre lang den Gebirgszug durchgraben, der ihr Reich mit Frankreich verband, in der Meinung, wie Heimreich ſagt, „alle dem Könige in Dänemark zugehörigen Länder auf ſolche Weiſe zu ertränken und zu verſenken". Der Racheplan gelang, das Weltmeer ſtürzte durch die Oeffnung, und zwiſchen der Elbe und Riperfurt ertranken hunderttauſend Menſchen.

Uebrigens muß die engliſche Königin noch auf etwas Anderes gerechnet haben, denn es müſſen zu ſolchem Verwüſtungswerk, damit es gelinge, die Winde das Meiſte thun. Nach Clements Angabe beträgt an den frieſiſchen Eilanden der durchſchnittliche Unterſchied zwiſchen dem tiefſten und höchſten Waſſerſtand ungefähr 15 Fuß, welche Angabe wol um einige Fuß zu hoch iſt. Ganz unglaublich erſcheint aber die Behauptung deſſelben Schriftſtellers, daß durch die Stürme jener Unterſchied bei Amrum bis auf 40 Fuß ſteigen kann. Denn die Deiche an den Feſtlandsküſten überragen den tiefſten Waſſerſtand daſelbſt um etwa 26 Fuß; und da bei Sturmfluthen das Meer bis zur Höhe dieſer Deiche ſteigt, bei ſehr bedeutenden über ſie hinfließt, ſo geben ſie ein ungefähres Maß, wie groß der Unterſchied des niedrigſten und höchſten Waſſerſtandes nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen in dieſen Gegenden werden kann. Beſonders wenn ein anhaltender Wind von Weſten her das Waſſer an unſern Küſten und zwiſchen unſern Inſeln zurückhält und aufſtaut: wenn derſelbe alsdann, eine mehr ſüdliche Richtung annehmend, zum Sturme anwächſt, der uns in gerader Richtung die durch den Engliſchen Kanal gedrängte Waſſermaſſe entgegenwirft: ſo erweiſt ſich der künſtliche Schutz der Deiche als

ungenügend; über sie hinweg strömt das Meer und reißt große Wehlen hinein; es steigt zu den Wurtdörfern der Halligen hinan und spritzt den Schaum gegen die Fenster. Ja die Macht des Sturmes kann so gewaltig sein, daß nach einer Fluth, wenn Alles sich sicher glaubt, statt der erwarteten Ebbe eine abermalige Fluth hereinbricht und alle aus der Theorie gezogene Zeitrechnung zu Schanden macht.

Nach dieser Abschweifung, die dem an dem Ebben und Fluthen des Meeres sich ergötzenden Badegast hoffentlich nicht zu lange gedauert hat, sind wir nun wieder zu den friesischen Uthlanden zurückgekehrt, um zu sehen, wie schwer dieselben für die Eifersucht der englischen Königin haben büßen müssen.

VI.

Zertrümmerung der frieſiſchen Uthlande durch Sturmfluthen.

Mangelhafte Nachrichten. Ominöſe Heilige. Hans Kielholt. Die Verwüſtung der nördlichen Gegend. Verwüſtung der Mitte oder des Nordſtrandes. Anhängung der ſüdlichen Gegend an das Feſtland. Die Opfer der Sturmfluthen. Nähere Schilderungen. Wunderbare Lebensrettungen. Böſe Folgen. Trauriges Schickſal der geretteten Nordſtrander. Angeblich moraliſche Bedeutung der Sturmfluthen. Freundlich verſöhnender Character des Meeres.

Obgleich nichts in der Geſchichte der nordfrieſiſchen Völkerſchaften ſich an ſchwerer, unheilvoller Bedeutung im entfernteſten mit den großen Sturmfluthen meſſen kann, ſo iſt doch die geſchichtliche Erinnerung dieſer nur arm und ſkizzenhaft. Wie wir von vielen Tyrannen altaſiatiſcher Nationen nur die Jahreszahlen ihrer Thronbeſteigung wie ihres Todes wiſſen, und höchſtens auch, mit welchen Völkern ſie Kriege geführt, ſo iſt von den meiſten der verheerenden Ueberſchwemmungen in Nordfriesland nur die Jahreszahl auf uns gekommen und höchſtens noch eine unſichere Notiz über die Menge der durch dieſelben ertränkten Menſchen und wegge-

ſchwemmten Dörfer. Auch die dichtende Sage hat ſich des reichen, ſchauervollen Stoffes nicht bemächtigt; kein Volkslied verewigt das Unheil einer der böſen Tage oder Nächte. Fehlt es den Menſchen dieſer Gegend an Phantaſie, oder hat die immer gleiche und immer nahe Gefahr des Augenblicks das Gefühl für das Leiden der Vorzeit abgeſtumpft? Den chriſtlichen Predigern, die doch wohl zum wenigſten Bildung genug hatten, mangelte bis auf den einen Heimreich der Sinn, die göttlichen Strafgerichte, als welche ſie die großen Sturmfluthen ſo gern bezeichneten, zu einer ergreifenden Hiſtorie zu verarbeiten.

Heimreich erwähnt, daß ſich im Volke der Glaube ausgebildet habe, „als wäre alle vierzig Jahr über dieſen Oertern eine „neue und allgemeine Ueberſtürzung des Meeres gleichſam ver„hänget und beſchloſſen"; und obgleich er das eine „abergläubige Einbildung" nennt, ſo geſteht er doch, daß mit derſelben eine lange Erfahrung übereinſtimmt. Vor dem Anfang des elften Jahrhunderts ſind nur ganz wenige, durch Fluthen ausgezeichnete Jahre notirt; von da aber bis auf die Gegenwart, alſo in neun Jahrhunderten, zählt Clement nahe an hundertundfunfzig Verheerungen, ſodaß deren auf jedes ſechste Jahr eine kommt. Während ihre Zahl im ſiebzehnten Jahrhundert die höchſte Höhe erreicht, fällt dieſelbe plötzlich im achtzehnten und neunzehnten, ein Umſtand, der ſich durch den eifriger und rationeller betriebenen Deichbau erklärt. Denn nicht die Höhe, welche das Waſſer erreicht, ſondern die Verwüſtung, welche es anrichtet, macht die Sturmfluth zu einer großen oder hiſtoriſch denkwürdigen. In alter Zeit aber waren wegen der geringern Höhe und des mangelhaftern Zuſtandes der Deiche auch die weniger heftigen Fluthen verderblich.

Nach der Einführung des Chriſtenthums in Nordfriesland brachte man wohl beſonders unheilvolle Ueberſchwemmungen

in Verbindung mit den Heiligen, denen die Tage geweiht waren, auf welche jene fielen, denn ein Name haftet beſſer im Gedächtniß als eine abſtracte Zahl. Von allen Heiligen aber hat jener St. Gallus, der im ſechsten Jahrhundert als Apoſtel von Irland nach Deutſchland reiſte und den Reſt ſeines Lebens tauſend in einer Wüſtenei zubrachte, für Nordfriesland die traurigſte Bedeutung erlangt. Denn ſieben große Fluthen fielen auf den ihm geweihten Tag und erhielten nach ihm den Namen; der 16. October wurde daher in Friesland als ein Erinnerungstag großen Unglücks gefeiert. Die heilige Walpurgis, aus deren Leib das berühmte wunderthätige Oel träufelte, das nie verdarb, war unſern Gegenden nicht gnädig, und auch Cäcilie, die Patronin der Muſik, hat ſich in der großen Cäcilienfluth des Jahres 1412 ein trauriges Andenken geſtiftet. Nicht wenig Fluthen zeichnen den Epiphanientag der heiligen drei Könige aus, denſelben Tag, an welchem man in Rußland aus den Städten aufs Waſſer pilgert, im Eiſe der Newa und anderer Flüſſe Löcher ſchlägt, um die Kinder dort zu taufen; in Friesland wurde der Schrecken dieſes Tages noch dadurch vermehrt, daß Sturm und Fluthen Eisſchollen gegen die Deiche und die Wohnungen der Menſchen ſchleuderten. Aber auch die Heiligen insgeſammt haben ihre ſchützende Macht auf die Oſtküſte der Nordſee nicht ausgedehnt; der ihnen geweihte Tag, der 1. November, iſt hier in mehr als einem Jahre ein Unheilstag geweſen; vor Allem aber der des Jahres 1570, in Veranlaſſung deſſen das Sprichwort aufkam:

„Allerhilligen Dag
Freßland wol beklagen mag.“

Wenn von den meiſten Fluthen faſt nur die Jahreszahl oder dazu das Datum auf die Nachwelt kam, die dieſelben begleitenden Einzelheiten aber, wie das Meiſte in der Geſchichte,

der Vergeſſenheit anheimfiel, ſo iſt es begreiflich, daß aus den Berichten der Hergang bei der allmähligen Zertrümmerung der oben ſkizzirten frieſiſchen Uthlande nicht mehr in allen Einzelheiten zu erkennen iſt. Nach der Landesbeſchreibung Dankwerths reicht der feſtere Zuſammenhang der weſtlichen Lande, als dieſe nur noch von ſchmalen Seeſtraßen durchzogen waren, nur bis an die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; wann aber durch gewaltſame Erweiterung dieſer Straßen die ſpätern Inſeln gebildet wurden, darüber herrſchen nur unſichere Vermuthungen. So viel jedoch ſcheint aus den dürftigen Nachrichten mit Sicherheit hervorzugehen, daß die Zeit, welche dem Jahre 1240 folgte, an der Umgeſtaltung der Uthlande den größten Antheil hat.

Der erſte Monat des vierzehnten Jahrhunderts, wenn man nicht das Jahr 1300 noch zu dem vorigen rechnen will, brachte über die Uthlande eine der verderblichſten Ueberſchwemmungen, von der durch die Aufzeichnungen eines damals Lebenden einige Specialitäten auf uns gekommen ſind. Das alte hiſtoriſche Document iſt unter dem Namen der „Sylter Antiquitäten Hans Kielholts" bekannt und in mehr als einer Hinſicht wichtig für die Kunde der Vergangenheit Nordfrieslands. Als nämlich gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts mit der Einführung des Chriſtenthums im weſtlichen Theile der oben genannten Siebenharden Ernſt gemacht ward und die heidniſchen Tempel daſelbſt in Kirchen umgewandelt wurden, kam an die Kirche zu Eidham als deren erſter Prieſter ein Herr Albertus aus Kiel. Derſelbe, nach damaliger Sitte verheirathet, brachte ſeinen achtjährigen Sohn, jenen Hans Kielholt, mit dahin, den er jedoch bald wieder fort auf eine gelehrte Schule und von da auf die Univerſität zu Leipzig ſandte. Während derſelbe dort ſtudirte, kamen ihm, wie er ſchreibt, ſeltſame Nachrichten von dem Zuſtande des Landes zu, das er verlaſſen

hatte; er konnte nicht glauben, daß daſſelbe in Waſſer ſollte verſunken ſein; denn er erinnerte ſich, Sylt hatte im Weſten ein Ufer, das die Bauern die Bank nannten, braun und hart, ſodaß, wenn man mit dem Hammer darauf ſchlug, es wie Eiſen abſprang. Bald darauf erhielt er jedoch von ſeinem auf dem Todtenbette liegenden Vater die Weiſung, ſchnell nach Hauſe zu kommen. Er war aber damals Informator, auch waren die Tage zu kurz zur Reiſe, weshalb er erſt im Frühjahr aufbrach und in einer Zeit von vier Wochen und drei Tagen den Weg von Leipzig nach Eidham zurücklegte. Zu Hauſe angekommen, fand er ſeinen Vater nicht mehr am Leben, ſeine reichen Güter hatten „die Officialen des Papſtes" ſchon an ſich genommen. Hierüber, ſagt Kielholt, wolle er nicht klagen, ſondern um das ſchöne und auserwählte Land, das ſo mit Waſſer überlaufen iſt, daß man nimmermehr mit Füßen darauf treten wird. Was ihm alſo in Leipzig unglaublich erſchienen war, das muß er nun mit Augen ſehen. Alte Leute erzählen ihm von der frühern großen Ausdehnung des Landes und von dem Reichthum ſeiner Bewohner. Soll doch ein einziger Bauer von ſeinem Eigenthum ſo viel Einkommen gehabt haben als der König aus dem ganzen Lande. Das ſchöne Korn hatte die Leute daſelbſt reich gemacht; ſie hatten faſt Alles, was ſie brauchten, im Lande, auch Holz und Torf, und was ſie nicht hatten, das holten ſie zu Wagen von Hoyer an einem und demſelben Tage. Nun aber fand er das Ackerland ſeines Kirchſpiels alles mit Waſſer überlaufen; ſeines ſeligen Vaters ſchöne Kirche ſtand zwölf Fuß tief im Meere; fremde Seefahrer waren gekommen und hatten das bleierne Dach und drei Glocken davon fortgeſchleppt. Am Ufer aber hatte ſich der Sand zu Hügeln aufgehäuft; das ſind neu entſtandene Dünen, über deren Vorhandenſein Hans Kielholt in Verwunderung geräth; er wird ſie als Knabe nicht geſehen haben.

Dieſer alte Bericht giebt uns eine Ahnung von der Verwüſtung des Waſſers im Januar des Jahres 1300; es war am Tage des heiligen Marcellus. Die Fluth muß eine ſehr große Ausdehnung gehabt haben, denn wahrſcheinlich damals wurden auch alle Kirchen Helgolands bis auf zwei hinweggeriſſen. Nach Heimreichs Bericht ſtieg das Waſſer vier Ellen über die höchſten Deiche und kehrte Städte und Dörfer um. Weſtlich von den jetzigen Dünen Sylts, wo nun das freie Meer ebbt und fluthet, lag an einer Bucht der Frieſenhafen Wendigſtädt, eine Stadt, die auch auf der beigegebenen Karte verzeichnet iſt; ſie wurde in dieſer Sturmfluth weggeriſſen. Die größern Waſſerſtraßen, die von Weſten nach Oſten gehen, erweiterten ſich, wie die ſchmalen Seerinnen zwiſchen dem Feſtland und den Außenlanden; die gänzliche Abtrennung dieſer von jenem, wie die innere Zerſtückelung wurde beſonders in dieſer Marcellusfluth vorbereitet, welcher faſt hundert Jahre früher ſchon eine an dem Tage deſſelben Märtyrers und Papſtes vorangegangen war.

Bald nach der Mitte deſſelben Jahrhunderts, nämlich 1354 und 1362, vollendeten noch ſchrecklichere Ueberſchwemmungen die begonnene Umgeſtaltung dieſer nördlichen Gegend der frieſiſchen Uthlande, kurz nachdem der Schwarze Tod auch hier zahlloſe Opfer gefordert hatte. Noch am 8. September des Jahres 1362 ging die Sonne über Dörfern und Kirchſpielen auf und unter, die nördlich von Föhr und Amrum und ſüdlich von Sylt gegen die ſchmale, zwiſchen jene Inſeln hingehende Seeſtraße ſich erſtreckten, ſodaß die Bewohner der einen und andern Harde Nachbarn waren. Aber am Morgen des folgenden Tages war jene gefährliche Straße bis auf eine Meile erweitert, und die an ihr landeinwärts gelegenen Dörfer und Kirchen waren in der Dunkelheit einer einzigen Nacht verſchwunden. Aus den weiter nach Weſten hinaus gelegenen

weggeſpülten Ländereien Sylts und Amrums bauten alsdann Meer und Wind die Dünenkette höher und breiter auf. Und da nun zwiſchen Sylt und Föhr das Waſſer in ungleich größerer Menge durchſtrömte, mußte letztere Inſel durch einen Deich geſchützt werden. Dieſe Mitternachtsfluth wird von Heimreich als die „allergrößeſte" bezeichnet, und Clement bemerkt, daß ſich kein einziger Landestheil in Nordfriesland fand, wo nicht Kirchen und Dörfer in die See verſanken.

Während in dieſen Fluthen die nördlich gelegenen Harden gänzlich vom Feſtland getrennt und in Inſeln umgewandelt wurden, hatte der fruchtbare, oben beſchriebene Strand oder Nordſtrand noch einigermaßen ſeinen innern Zuſammenhang behauptet, obgleich die zuletzt erwähnte Ueberſchwemmung auch ihn mehr vom Feſtland getrennt hatte. Aber ſchon das Jahr 1240 hatte im ſüdlichen Theil des Strandes, da wo die Hewer ihn begrenzte, eine große Umwälznng bewirkt. Südlich, zwiſchen den beiden jetzigen Inſeln Pellworm und Nordſtrand, die bekanntlich damals Theile des größern Strandes bildeten, lag an einem ſichern Hafenbaſſin die Stadt Rungholt und rund umher eine Zahl blühender Dörfer und Kirchen. Dieſer reichſte und fruchtbarſte Landſtrich des Strandes war der in die Hewer eindringenden Fluth am meiſten ausgeſetzt und erlag einem zweimaligen furchtbaren Angriff derſelben in den Jahren 1240 und 1300. Sieben Kirchſpiele ſollen nach einem Berichte ein Raub der Wellen geworden ſein.

Wie ungeheuer die Wirkungen einer einzigen ſolchen Sturmesnacht ſein müſſen, das verſinnlicht die Erzählung von einem in der Fluth von 1300 geſchehenen Ereigniß. Aus einer öſtlich von Rungholt gelegenen höhern Gegend wurde eine große Strecke Moorland durch die Fluth abgelöſt und über die Hewer nach Eiderſtedt getragen, wo es ſich auf fruchtbare Aecker lagerte. Die frühern Eigenthümer des ver-

ſetzten Landes, die aus demſelben ihren Torf gegraben hatten, machten Anſpruch auf die Benutzung auch an ſeiner neuen Stelle; die Eiderſtedter dagegen verlangten die gänzliche Wegräumung des unwillkommnen Geſchenkes von ihren Aeckern und Wieſen. Da nun dieſes nicht geſchehen konnte, wurde den Letztern das Recht des Eigenthums zugeſprochen.

In der Gegend, wo Rungholt mit ſeinen Kirchſpielen gelegen hatte, drang nun ein Meerbuſen tief ins Land hinein, womit die fernere Verwüſtung des Strandes nicht bloß vorbereitet, ſondern auch der Weg derſelben vorgezeichnet war. Allerdings ſtellten die Einwohner dem weitern Eindringen des Meeres Deiche entgegen, jedoch nicht mit ausreichender Sorgfalt. Die dem Waſſer zunächſt gelegenen Diſtricte ſind ſeit jener großen Flnth mehr als einmal überſchwemmt, die mehr landeinwärts gelegenen jedoch durch die Binnendeiche geſchützt geweſen, bis im Jahre 1615 nach Dankwerths Bericht „das wütende Meer beynah den ganzen Nordſtrandt gleich„ſamb mit ſturmender Hand eingenommen", ſodaß nur die zwei Kirchſpiele Pellworm und Trindermarſch trocken blieben. Nach dieſer ſchweren Erfahrung haben die Einwohner ſich fleißig an die Befeſtigung ihrer Inſel gemacht und ſchon 1628 den Schaden überwunden gehabt, „daß ſie in gutem Zuſtand in „ihrem irdiſchen Paradeis, aber auch wohl nicht ohne Sünde „hingelebt". Heimreich berichtet, daß man damals vor Gefahr ganz ſicher geweſen; ſachkundige Männer äußerten, Nordſtrand habe nun ringsum einen eiſernen Ring, hinter dem ſich ruhig ſchlafen laſſe. Nach vollendeter Arbeit ſteckte der Deichgraf in Rieſummohr den Spaten in den ſchützenden Wall mit den Worten: „Trotz nun, blanke Hans!"

Da erhob ſich an einem Sonntag Abend, es war der 11. October des Jahres 1634, als die Sonne ſchon untergegangen war, ein heftiger Orkan aus Südweſten, der ſich

in der Nacht nach Nordweſten wandte, bei welcher doppelten Richtung die Fluth immer am höchſten ſteigt. Sehr bald ſpülte dieſe über die hohen Deiche, und indem das Waſſer nach innen abfloß, wühlte es ſich tief in die Erde und geſtattete dem von außen drängenden Meere den ungehinderten Eingang an vierundvierzig Stellen. In wenig Augenblicken ſtand der ganze Strand unter Waſſer, und in einer einzigen Stunde waren zwanzig Kirchſpiele verwüſtet. Die Wellen ſpielten mit den Trümmern von dreizehnhundert Häuſern und dreißig Windmühlen; „nur die feſtern Kirch„thürme und Kirchen ragten, wie Hanſen ſchreibt, obgleich auch „beſchädigt, aus dieſem wilden Chaos, aus dieſem großen „Kirchhof wie koloſſale Grabmäler hervor". Was jetzt noch übrig iſt, die beiden Inſeln Pellworm und Nordſtrand, die weſtliche und öſtliche Ecke des ſo reichen und fruchtbaren Landes, ſind ſpäter mit vieler Mühe dem Meere wieder abgewonnen, während die nördliche Gegend und das zwiſchen jenen Inſeln liegende Land, das anfangs bei jeder Ebbe trocken lag, durch Deiche nicht geſchützt, nach und nach vom Meere fortgeführt wurde.

Das war die letzte der großartigen Umgeſtaltungen der nordfrieſiſchen Uthlande, deren zerriſſene und zerbröckelte Geſtalt, wie ſie jetzt die Karte zeigt, freilich von zahlloſen Ueberſchwemmungen Zeugniß giebt, zumeiſt aber doch das Werk des dreizehnten, vierzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts iſt. Die ſpätern Fluthen, beſonders die Weihnachtsfluth des Jahres 1717, die in der Nacht zwiſchen 1720 und 1721 und die höchſte von dieſen im Februar 1825 haben freilich auch Deiche überſpült und zerriſſen, Häuſer und Menſchen weggeſchwemmt, aber doch verhältnißmäßig nur noch im Kleinen an jener Form geändert. Ueber den Untergang des ſüdweſtlichen Theils, des mythiſchen Südſtrandes, der in die Nähe Helgo-

lands gereicht haben soll, fehlt es an sichern Daten. Während aber, abgesehen hiervon, in den soeben betrachteten nördlichen und mittlern Gegenden der Raub des Meeres so bedeutend war, ward in den südlichen durch den Fleiß und die Kunst der Menschen fast ebenso Viel gewonnen, als verloren ging. Das alte Eiderstedt, nämlich die Inseln Eiderstäde, Everschop und Utholm, erstreckten sich freilich viel weiter gegen Westen hinaus, als die jetzt noch erhaltene Halbinsel. Aber während man das Aeußerste preisgeben mußte, hängte man durch Eindeichung ein Stück an das andere und Alles an das Festland an, sodaß auf diese Weise auch Eiderstedt dicht vor 1634 seine jetzige Gestalt erhalten hatte, durch eine ausdauernde Arbeit von sieben Jahrhunderten. So weit zurück, bis ins zehnte Jahrhundert, reicht das Verzeichniß der achtundvierzig allmählig geschehenen Eindeichungen.

Die alten Chronisten pflegen bei den größern der Fluthen die Zahlen der in denselben umgekommenen Menschen anzugeben, Zahlen, die zuweilen ans Fabelhafte grenzen. So sollen in der Allerheiligenfluth des Jahres 1570 in sämmtlichen Gegenden, wohin dieselbe drang, über vierhunderttausend Menschen ihr Leben eingebüßt haben, aber in Nordfriesland allein zwanzigtausend. Mehr als einmal werden die Opfer nicht nach bestimmten, sondern nach vielen oder hundert Tausenden gezählt. Einige dieser furchtbarsten Ueberschwemmungen haben sich, weil, wie Heimreich sagt, Mann an Mann ertranken, unter dem Namen der Manntränken in dem Gedächtniß des Volkes erhalten, wie die Fluthen der Jahre 1162, 1362 und 1532, von denen die letztere auch wohl ohne Weiteres die große Fluth genannt ward. Je näher die Verwüstungen der Gegenwart liegen, desto mehr weichen die allgemeinen, ins Ungeheure gehenden Zahlenangaben einer genauern Aufzählung der in den einzelnen Districten erlittenen

Verluſte. So erfahren wir, daß in der Fluth von 1532 allein in Eiderſtedt elfhundert und in Nordſtrand funfzehnhundert Menſchen ertrunken ſind. Unter denſelben waren drei Prediger, die auf einer Kindtaufe beim Küſter vom Waſſer ereilt wurden, und deren Namen in folgenden Verſen erhalten ſind:

„Ein Paſtor und twe Prediger zart
De muſten ok mede up de Fahrt;
De eine heth H. Hertich, der andre H. Detleff,
Petrus heth de drüdde, de ok mede bleff.“

Zahlen und Namen, wenn erſtere auch noch ſo groß ſind, veranſchaulichen das Grauſenhafte dieſer Naturereigniſſe nicht, die ſich in ihren ſchrecklichen Wirkungen, wie hinſichtlich der in ihnen herrſchenden Angſt und furchtbaren Noth, nur mit Erdbeben vergleichen laſſen, wenn dieſe volkreiche Städte in Trümmerhaufen verwandeln. Und doch iſt es noch fraglich, wo das Elend der Menſchen größer iſt. Denn ſolch' ein Erdbeben iſt das Werk eines Augenblicks; die Meiſten ſind, ohne deſſen inne zu werden, ſchnell dahin gerafft, während die unglücklichen Opfer der Sturmfluthen den Tod langſam und ſicher herankommen ſehen. Der ſtärkere Mann klammert ſich an die Balken ſeines ſchwankenden Hauſes noch eine Stunde oder zwei, nachdem die ſchwachen Kinder und das Weib vor ſeinen Augen weggeriſſen ſind. Oft weiß er auch das nicht ſicher, ſondern ahnt es nur, nämlich wenn die Nacht finſter iſt, und er vor dem Heulen des Sturmes, dem Praſſeln des Regens, der Brandung der Wogen nicht hören kann, ob die Seinen noch nach Hülfe ſchreien. Freilich iſt das Los Derer ſchrecklich, die nach einem Erdbeben Tage lang unter den Trümmern ſchmachten müſſen; aber nicht minder ſchrecklich iſt die Lage der aus der erſten Wuth der Ueberſchwemmung Geretteten. Sie haben ſich auf die Böden ihrer Häuſer geflüchtet;

aber die Dächer ſind ganz oder zum Theil abgedeckt; durch die weiten Oeffnungen fährt der kalte Herbſtwind und dringt der Regen ein. Das Haus ſteht nur noch auf den „Stendern", alles Mauerwerk iſt herausgeſchlagen; Betten und Kleidung, alle Mobilien und Nahrungsmittel ſind von den eingedrungenen Wellen weit hinweggeführt; wohin das Auge blickt, überall eine große Waſſermaſſe, die ſich durch die Wehlen der Deiche nicht ſo ſchnell wieder verlaufen kann, und nun mit Trümmern und Leichen ſpielt. So harren die Uebriggebliebenen halbnackt in Hunger, Durſt und Kälte, bis ſich der Erdboden wieder zeigt, oder bis ein Boot zur Rettung naht.

Die oft erwähnte nordfrieſiſche Chronik des Paſtor Heimreich verſinnlicht einigermaßen die Schreckniſſe der großen Fluth des Jahres 1634, welche den Nordſtrand faſt ganz verwüſtete. Der gegen die Nacht aus Nordweſten wehende Sturm riß haufenweiſe ſtarke und dicke Bäume mit den Wurzeln aus, deckte die Häuſer ab oder führte ſie ganz hinweg. Finſterniß verhüllte Allen das ſo urplötzlich in Meer verwandelte Land und nahm zugleich alle Mittel zur Rettung. Viele ſind aus ihren Betten durch die Fluth jählings fortgeriſſen, Andere, durch das Ungeſtüm des Windes geweckt, haben noch zu entfliehen verſucht, ehe das Schickſal ſie ereilte; wieder Andre, da ſie der Unmöglichkeit der Rettung inne wurden, haben, wie Heimreich ſchreibt, „ſich und ihre Weiber und Kinder mit „Stricken aneinander gebunden, daß, wie ſie alle die Natur „und die Liebe vereiniget, alſo auch ſie die grauſamen Wellen „nicht möchten trennen". Die ſich mit ihren Hausgenoſſen auf die Dächer geflüchtet haben, ſind auf denſelben als auf Schiffen herumgefahren, bis die Dächer auseinander gingen, und mit dem einen Stück der Vater, mit dem andern die Mutter, mit dem dritten die Kinder fortgeſchleudert wurden; ſie ſind an

den noch ſtehenden Häuſern vorübergeführt, wo man ihr Hülfegeſchrei wohl gehört hat, ſie aber nicht hat retten können. Dazu hat hie und da der Sturm eine Feuersbrunſt angefacht, und die Menſchen ſind aus Angſt vor dem Feuer ins Waſſer geſprungen. Von den acht- bis neuntauſend Bewohnern Nordſtrands waren am Morgen des 12. Octobers nur noch ungefähr zweitauſend übrig geblieben.

Die große Weihnachtsfluth des Jahres 1717 hat der Sohn des Chroniſten Heimreich als Nachfolger ſeines Vaters im Amte auf der Hallig Nordſtrandiſchmoor erlebt und ihre Einzelheiten auch beſchrieben. Es wiederholen ſich hier in kleinerm Maßſtabe dieſelben Schreckensſcenen. Unverſehens in der Nacht auf den erſten Chriſttag, zur Zeit, da das Waſſer ebben ſollte, und alſo Alles in ſicherm Schlafe lag, ſtand es ſchon auf der höchſten Stelle, und während die Wände des Paſtorats eingeſchlagen wurden, rettete ſich die Familie faſt nackt auf denBoden des Hauſes. Ebenſo erging es, bis auf eins oder zwei, ſämmtlichen Häuſern des kleinen Wurtdorfes auf Nordſtrandiſchmoor. Faſt alle Habe und alle Vorräthe waren hinweggeſchwemmt, die Brunnen für Vieh und Menſchen waren voll Salzwaſſers gelaufen. Mit einem Brote und etwas Bier hat Heimreich ſich, ſeine Frau und Tochter in der empfindlichſten Kälte acht Tage lang erhalten müſſen. Daſſelbe Unglück traf damals ſämmtliche Halligen, von deren einigen verzweifelte, aber vergebliche Verſuche zur Erhaltung des Lebens, Scenen des Jammers, mitgetheilt werden.

Selbſtverſtändlich ereignen ſich auch in ſolcher allgemeinen Noth, wo an ein Entfliehen nicht zu denken iſt, und der Menſch widerſtandslos das Unheil näher und näher kommen ſehen muß, Fälle unverhoffter, faſt wunderbarer Rettung aus der Gefahr. So ſind nach des Chroniſten Heimreich Bericht

in einer Fluth des zwölften Jahrhunderts lebende Kinder in Wiegen, Mulden und Fäſſern, und Männer auf Balken weithin getrieben „und in fremder Gegend zu Lande gekommen". In der großen Ueberſchwemmung des Nordſtrandes iſt eine alte fromme Frau, während ihr Haus um ſie niederſchlug, in ihrem Bette auf eine nahe Werft getrieben „und ihre Oberdecke iſt nicht einmal naß geworden". Der Sohn des Chroniſten erzählt, daß in der Fluth von 1717 ein Mann mit dem Obertheil ſeines Hausdaches über drei Viertel Meilen weit geſchwommen iſt und ſo ſein Leben erhalten hat. Faſt ans Wunderbare grenzt die Rettung eines Ehepaares auf dem jetzigen Nordſtrand in derſelben Ueberſchwemmung. Die Leute bewohnten ein Haus, das ohne die gewöhnliche Erhöhung auf ebnem Felde ſtand, Das ganze Haus wurde vom Waſſer aufgehoben, fortgetragen und auf eine ſichere Stelle des Deiches geſetzt. Damals ahnten die Bewohner jener Inſel hinter ihren Deichen ebenſo wenig als der Prediger auf der Hallig die große nahe Gefahr. Aber da die Katholiken daſelbſt um Mitternacht aus der Chriſtmeſſe nach ihren Wohnungen gingen und gewahrten, daß die Fluth ſchon oben am Deiche ſpülte, haben ſie die an den gefährlichen Stellen wohnenden Menſchen geweckt und vielen das Leben gerettet.

Mit der Erhaltung des Lebens in einer ſolchen Fluth iſt oft nur ſehr wenig gewonnen, denn nicht ſelten ſind die langen Folgen derſelben ſchrecklicher noch als das ſchnell hereinbrechende Unglück. „Es iſt billig zu merken", ſchreibt Heim„reich, „daß ſolche Ergießungen der Waſſere nicht allein eine „Straffe an ihnen ſelbſt ſeyn, ſondern auch Bedeutungen an„drer Straffen, als des Sterbens und der Peſtilentz, wie nach „der anno 1230 ergangnen Fluth ein ſolches Sterben iſt er„folget, daß kaum der zehende Menſch überblieb." Leicht iſt übrigens aus einer Ueberſchwemmung das darauf folgende

Unheil zu prophezeien. Denn Korn und Heu in den Scheunen wird weggeſchwemmt oder verdirbt im ſalzen Waſſer; mit der keimenden Winterſaat iſt ſogar die Hoffnung auf die Ernte des nächſten Sommers vernichtet; das Vieh ertrinkt, wie allein in der Fluth auf Nordſtrand über funfzigtauſend Stück; das geſammelte Trinkwaſſer wird ungenießbar; die Wohnungen, zum Theil ganz zertrümmert, zum Theil arg beſchädigt, bieten keinen Schutz gegen den rauhen Winter, und auch die Feuerung iſt ſammt Betten und Mobilien ein Raub der Wellen geworden. Da iſt es kein Wunder, daß Seuchen und Theuerung den Ueberſchwemmungen folgen, daß nach dieſen zuweilen ganze Dörfer ausgeſtorben ſind. Unter ſolcher Noth, wenn es an Menſchen und Lebensmitteln fehlt, wenn die Wieſen verſandet und aufgewühlt, die Aecker mit Urath bedeckt ſind, ſollen dann vor allem mit ungeheuren Koſten die Deiche wieder hergeſtellt werden, durch deren Oeffnungen das Meer ungehinderten Zutritt hat. Nicht ſelten iſt das ganz unmöglich; oder man zieht ſich mit dem neuen Deich auf einen kleineren Raum zurück und baut aus dem Material der draußen gelaſſenen Häuſer und Kirchen neue Wohnungen — ein trauriger Umzug!

Das Schickſal der zwei- bis dreitauſend aus der großen Fluth von 1634 geretteten Bewohner des alten Nordſtrandes möge uns die böſen Folgen veranſchaulichen, die ein ſolches Unglück nach ſich zieht. Heimreich berichtet uns, daß „Ihre „Hochfürſtliche Durchlaucht, Herzog Friedrich III., ſich ſolchen „erbärmlichen Schaden hoch zu Gemüthe gezogen" und im Jahre darauf verordnet habe, daß Jeder ſein Land, wie das ſeiner umgekommenen Verwandten, das er zu erben gedenke, ſolle aufzeichnen laſſen und mit der Bedeichung deſſelben den Anfang machen, dazu fremde Arbeiter herbeiziehen; die geretteten Güter, deren Eigner nicht mehr aufzufinden, ſollen zur

Eindeichung verwendet werden; diejenigen aber, welche dieſe Arbeit auf ſich nehmen wollen, ſollen ſechs Jahre lang von allen Abgaben befreit bleiben.

Sogleich machte man ſich ans Werk. Man zog um eines der Kirchſpiele, um die Trindermarſch, an der Bucht gelegen, die einſt durch die Verwüſtung Rungholts gebildet worden war, einen neuen Deich; doch derſelbe wird im folgenden Herbſte wieder weggeriſſen, und auch alle ſpätere Arbeit iſt vergebens. Man verſuchte es in einem andern Kirchſpiel, aber gleichfalls ohne Erfolg. Glücklicher war man auf der Südweſtecke des alten Nordſtrandes, im Kirchſpiel Pellworm. Hier arbeitete man unermüdet ſo, daß nach drei Jahren das Meiſte des bedrohten Landes ſchon geſichert war.

Dagegen hatten ſich die geretteten Bewohner des ſüdöſtlichen Theils der verwüſteten Inſel einſtweilen auf eine hohe unfruchtbare Stelle zurückgezogen, wo vorher weder Gras noch Korn gewachſen war, wo ſie ſich kümmerlich mit Fiſcherei, ſalzer Gräſung und Torfgraben nährten. Das iſt die Entſtehung der jetzigen Hallig Nordſtrandiſchmoor. Den dorthin geflüchteten Armen bewilligt „Ihre fürſtliche Durchlaucht gnädigſt, daß ſie daſelbſt ihren eignen Gottesdienſt möchten anſtellen", und ihre Prediger von dem Gelde beſolden, das aus dem Verkauf der zerſtörten Kirchengebäude und der Leichenſteine gewonnen ward. Der geiſtlichen Noth war ſomit landesväterlich abgeholfen; im Uebrigen aber glichen die armen von ihrem Grund und Boden Vertriebenen einem Bettler, der vom Fürſten die Erlaubniß erhalten hat, ſich in der Reſidenz ein Haus zu bauen. Denn es fehlte ihnen an Händen und Geld, ihr vom Meere hart bedrohtes Eigenthum durch Deiche zu ſchützen. Herzog Friedrich trat deshalb mit „den hochmögenden Staaten der vereinigten Niederlande" in Unterhandlung, die danach einen Deichgrafen zur Schätzung des

etwa zu gewinnenden Landes ſandten. In Folge deſſen bewarben ſich Niederländer um die Erlaubniß, das Werk auszuführen, wofür ſie den vollen Beſitz der gefährdeten Ländereien verlangten. Obgleich nun die Eigenthümer, die ſich derweilen auf dem Moore angeſiedelt hatten, dagegen ſupplicirten und verlangten, daß ihnen ihr väterliches Erbe verbleibe, wie es ſich von ſelbſt verſtand und überdies verſprochen war, ſo wurde doch den Fremdlingen im Juli 1652 von Regierungswegen Alles contractlich abgetreten, Aecker, Wieſen, Moorland und Kirchenländereien, das Recht der Fiſcherei und Jagd, Criminal- und Civiljuſtiz, und nur der „Seefund", die Civilappellation und die „Superiorität" bleibt dem Herzog vorbehalten, dem die Contrahenten Treue zu geloben haben. Was ſie bedeichen, ſoll ihnen eigenthümlich zugehören; ſie ſollen das Recht haben, es nach Gefallen zu benennen, zu behalten oder zu verkaufen; ſie ſollen ſpäteſtens im Jahre 1654 mit der Bedeichung den Anfang machen, von da aber ſollen ſie ſo wenig oder ſo viel, ſo ſchnell oder ſo langſam eindeichen, als ihnen beliebt, und die Erde dazu wegholen, wo ſie wollen, die nöthigen Grasſoden aber von den Halligen nehmen gegen Bezahlung; — das war das Weideland, faſt der einzige Nahrungsquell der armen Ueberſchwemmten; — ſie ſollen ohne eine zu leiſtende Entſchädigung alle alten Kirchthürme, Glocken, Kirchenornamente, Predigerhäuſer und Schleuſen in Beſitz nehmen; ſie ſollen freien Handel in allen fürſtlichen Ländern und Städten haben, ſo lange ihre Deiche dauern, und vor dem Ablauf des vierzehnten Jahres nach Vollendung des Deichwerkes keinerlei Abgaben entrichten; ſie ſollen freien Kultus ihres katholiſchen, lutheriſchen und reformirten Glaubens üben dürfen, nach ihrem Belieben verfügen über alle Kirchenländereien und Güter, über Prediger, Küſter, Schulen und Hospitäler; ſie ſollen ihr eigenes Recht ſich ſelbſt be-

ſtimmen, Gerichte einrichten ohne Appellation, Beamte anſtellen, „wie und wo es ihnen bequemeſt dünken würde", und dieſe ſelbſt beeidigen; alle früheren Bedeichungsprivilegien und Contracte Sr. fürſtl. Durchlaucht ſollen hiermit annullirt ſein; vor allen Anſprüchen der frühern Eigenthümer, Creditoren oder Privilegirten ſollen die Fremden ohne Koſten und Schaden geſichert ſein; ſie ſollen das Recht haben, alle im Lande noch vorhandenen Häuſer, nach unparteiiſcher Leute Werthſchätzung, an ſich zu nehmen; wäre aber die verlangte Summe zu hoch, ſo ſollen die Eigenthümer der Wohnungen verpflichtet ſein, dieſelben auf Verlangen „von Stund an" abzubrechen. Wenn endlich die einmal von ihnen eingedeichten Ländereien wieder überſchwemmt würden, und ſie genöthigt wären, „den Spaden auf den Deich zu ſetzen", ſo ſollen ſie dennoch nicht, wie die frühern Bewohner, ihr Eigenthumsrecht dadurch verlieren.

Will man ſich alles Urtheils über das Verfahren des Herzogs von Schleswig gegen ſeine eigenen und dazu unglücklichen Unterthanen enthalten, ſo geht doch zum wenigſten aus dieſen Regierungsmaßregeln klarer als aus aller Beſchreibung die Größe des Elends hervor, das eine ſolche Ueberſchwemmung zur Folge hat, und wie ungemein ſchwierig es ſein muß, dem Meere ſeine Beute wieder zu nehmen. Zehn Jahre nach dem Unglück wird den ſo hart Getroffenen durch ein Mandat befohlen, den Fremdlingen Alles abzutreten. Heimreich erzählt, als er dies Proclam am ſechzehnten Sonntage nach Trinitatis von der Kanzel kund gemacht, da iſt das „nicht ohne bittre Zähren der alten Landeigner angehört". Während nun die Fremdlinge in den folgenden Jahren einen Deich von ungefähr drei Meilen Länge aufführten, und ſo das jetzige fruchtbare Nordſtrand aus dem Meere wieder heraufholten, mußten von jenen einige ſich als Knechte verdingen,

wo ſie Herren waren, andere wanderten aus, nach Holland, wo ſie Seedienſte nahmen, oder bei Handwerkern arbeiteten, andere zogen nach Föhr, wo ſie zum Aufblühen des Fleckens Wyk die Hauptveranlaſſung wurden.

Die ſpärlichen Nachrichten über die Zertrümmerung der nordfrieſiſchen Uthlande verdanken wir den gelegentlichen Notizen chriſtlicher Prediger. Ohne Ausnahme erblicken dieſe in den Sturmfluthen gerechte göttliche Strafgerichte; aber weil doch die Geheimniſſe einer „gütigen Weltregierung" der Erklärung bedurften, ſo mag der ſittliche Zuſtand, der hier keinenfalls ſchlechter war als anderswo, den Geiſtlichen unter Einwirkung der grauſenhaften Naturereigniſſe in einem trüben Lichte erſchienen ſein. So behauptet beſonders von den Bewohnern Nordſtrands einer ihrer Prediger ſchon vor der letzten entſcheidenden Ueberſchwemmung, „daß ſie dieſe Landſtrafe wohl verdienet", weil ſie jederzeit „frech und ruchlos" geweſen, auf ſich ſelbſt viel gehalten, dagegen die Fremdlinge — wozu zum Theil auch die Prediger gehörten — verachtet haben, „die ſie aus keiner oder doch liederlicher Urſache entlei„ben; achten's auch nicht höher, als ob ſie einen Hund erſchla„gen hätten". Können ſie mit Fremden nicht anbinden, ſo fallen ſie übereinander her und ſtoßen ſich ihr „Brodmeſſer" in den Leib; durch „gute Advocaten und Geſchenke" aber wiſſen ſie ſich von der Ahndung frei zu machen. Ehebruch, Wucher, Schwelgerei „iſt ihnen vorzeiten (!) ſo angenehm geweſen, daß „ein Tagelöhner ſechs oder ſieben Mal im Sommer gegeſſen, „und das Tiſchtuch den ganzen Tag über nicht vom Tiſche ge„kommen". Gegen ſolche Ueppigkeit aber haben „Ihrer fürſtl. Gnaden ſtrenge Mandaten" nichts ausrichten können; ſie bleiben vielmehr „frech und hartnackicht in ihrem Unglücke". Dergleichen chriſtliche Teſtimonia ſtehen, wie das nächſte Kapitel darthun wird, im Widerſpruch mit dem, was man ſonſt von

der Art und dem Charakter der Frieſen weiß, und ſicher iſt der Vorwurf graſſirenden Ehebruchs eine Unwahrheit. Der beſonnene Heimreich iſt weit entfernt, über ſeine unglücklichen Landsleute ſo den Stab zu brechen. Dennoch überſchreibt auch er das Kapitel, das über die Verwüſtung des Nordſtrandes handelt, „Von der Anno 1634 ergangenen landverderblichen Sündenfluth", und wendet überhaupt dieſe Bezeichnung zum öftern auf die Fluthen an, von denen er berichtet. Seiner Chronik ſetzte ein Magiſter Abel Finken „ein klägliches Trauergedicht" voran, in welchem er beſingt, wie nach der vergönnten, aber nutzlos verſtrichenen Bußzeit

„Die Wellen Gottes Sache
Hie trieben mehr als ſcharf, und übeten die Rache."

Dieſelbe Anſicht von der eigentlichen oder moraliſchen Bedeutung der großen Sturmfluthen treffen wir ſchon in weit früherer Zeit. „Kommt es nicht", fragt ein alter frieſiſcher Prediger, „von der Unheiligkeit der Menſchen her, daß der „Allerheiligentag ſo oft ein Tag des Zornes geweſen iſt?" Als die wahre Urſache der großen Fluth vom Jahre 1300, in welcher Rungholt unterging, nennt Heimreich „die übermachte „Sünde und Boßheit der Einwohner, die Gottes heiliges Wort „und die Sacramente verachtet"; mehr vorſichtig als gläubig fügt er jedoch hinzu: „dazu denn auch gekommen iſt, daß die Teiche zu der Zeit gar niedrig und gering geweſen." Die chriſtliche Anſicht von der moraliſchen Bedeutung der rungholter Verwüſtung iſt in einer Sage ausgeſprochen und aufbewahrt. Einige verwegene Leute machten eine Sau trunken und legten ſie ins Bett, ſandten alsdann zum nächſten Prieſter mit der Bitte, er möge kommen und einem im Sterben liegenden Kranken das letzte Abendmahl reichen; ſie hatten aber vorher beſchloſſen, denſelben, wenn er ihnen nicht den Willen thun würde, ins Waſſer zu ſtürzen. Der Prieſter hat ſich,

ehe ſie Hand an ihn legen konnten, unvermerkt davon gemacht, iſt aber auf ſeinem Heimwege von zwei Burſchen, die im Kruge zechten, aufgehalten. Als er nun dieſen die Schmach, die ihm widerfahren, geklagt, haben ſie ſich die Büchſe mit der Hoſtie zeigen laſſen und Bier dahinein gegoſſen, indem ſie läſternd ſagten, daß, wenn ſein Gott da drinnen ſei, er auch mit ihnen trinken müſſe. Der chriſtliche Prediger iſt alsdann in die Kirche gegangen und hat, anders als ſein bibliſches Vorbild, die Strafe des Himmels auf die Ruchloſen herabgefleht, und in der Nacht darauf iſt ihm durch eine Offenbarung mitgetheilt, daß das Land, wo Solches hatte geſchehen können, ſolle verwüſtet werden. Wie er alsdann den Rücken wandte, haben ſich Sturm und Meer erhoben und Rungholt mit den ſieben Kirchſpielen gänzlich verſchlungen. Jedoch kann der Glaube an ein Strafgericht, das hier vollzogen ward, nicht allgemein geweſen ſein; denn es ſchien den Mitlebenden das Glück dieſer Oerter ſo ſicher gegründet, daß ſie einen völligen Untergang auf immer für unmöglich hielten, und auf ihre Nachkommen die Ueberzeugung vererbten, dieſe volkreiche Gegend werde vor dem Jüngſten Gericht noch einmal über den Boden des Meeres erhoben werden. Man ſah bei klarem Wetter die Thurmſpitzen aus dem Grunde hervorragen und hörte in ſtiller Luft den Klang der Glocken tief aus dem Waſſer.

Wie die chriſtlichen Chroniſten die wahre Bedeutung der Fluthen, die ihre Kirchſpiele verheerten, erkannt haben, nachdem ſie hereingebrochen waren, ſo haben ſie ihrem Zeitalter gemäß gleichfalls erkannt, daß die Menſchen durch allerlei wunderbare Zeichen vorher auf dieſelben waren aufmerkſam gemacht worden. Solcher Vorbedeutungen wird eine Menge aufgezählt. Es finden ſich Aale im Heu, das Wild kommt vom Feſtlande nach Nordſtrand geſchwommen; es zeigt ſich

am Meeresufer ein ungewöhnliches Schwein, das ſich in ein braunes Pferd verwandelt; man findet Blut im Schnee wie im Brote, und es regnet heißes Blut; die Fruchtbäume blühen im Herbſte; eine Henne legt drei aneinander gewachſene Eier, eine andere legt fünf, in denen Nichts als Waſſer iſt. Wobei nur zu beklagen war, daß dieſe „ungezweiffelten Zeichen und gewiſſen Vorboten“ von Denjenigen, die ſie hinterdrein als ſolche erkannten, nicht zu rechter Zeit richtig gedeutet ſind.

Wer tief im Innern des Landes von ſolchen Ereigniſſen hört, könnte nicht ohne Grund verwundert fragen, wie es möglich war, daß da noch Menſchen blieben, wo nur ein Mal eine ſo furchtbare Unſicherheit des Eigenthums und Lebens erfahren ward. Muß nicht Jeder lieber im Dienſt der Fremde ſein Brot eſſen wollen, als reiches Korn und fette Milch von einem Boden gewinnen, auf deſſen Beſitz der ſtarke Feind tückiſch lauert? Die Bewohner dieſer Gegenden können mit ebenſo großem Rechte dagegen fragen, wie in der Nähe des Veſuvs oder Aetnas Jemand nur eine Nacht ruhig ſchlafen könne. Fruchtbare Thäler ſind durch die Ausbrüche dieſer Berge in Einöden, und blühende Städte in Schutthaufen verwandelt, zu wiederholten Malen ſind dort Tauſende ein Opfer ihres Glaubens an die Sicherheit ihrer Heimath geworden. Keine Erfahrung hat ſie von da weggeſcheucht; die übrig Gebliebenen bauen ihre Wohnungen auf dem unſichern Grunde abermals. Mit ſeinen üppigen Obſtpflanzungen drängt ſich der Menſch in die Nähe des gefährlichen Kraters, ſo weit als der eben erkaltete Lavaſtrom es irgend geſtattet. Und in derſelben Weiſe ſehen wir in Romanen, auf der Bühne wie im wirklichen Leben die betrogene Geliebte den Schmeicheleien und und Gelübden ihres Treuloſen neuen Glauben ſchenken. Wir aber wundern uns darüber nicht, weil wir wiſſen, daß der ſinnliche Eindruck des Augenblicks mächtiger iſt als alle frühere,

dem widerſprechende Erfahrung; denn dieſe iſt, weil vergangen, nur noch eine Vorſtellung, die ſich zur unmittelbaren Gegenwart verhält, wie ein ſchreckendes Phantaſiebild der Nacht zur tröſtlichen Wirklichkeit des hellen Tages.

Wer in unſere Gegenden kommt und das Meer ſieht, wie es im Sonnenlicht eines Sommertages ſich freundlich um dieſe Ländertrümmer legt, der begreift oder ahnt doch die Gewalt, mit der es die Menſchen ſeiner Ufer gefeſſelt hält. Langſam ebbt es fort und langſam fluthet es zurück und wirft den an ſeinem Strande ſpielenden Kindern Steine und Muſcheln zu; hier ebnet es ſich wie ein Spiegel, und dicht daneben kräuſelt ſich ſeine Oberfläche leicht und wirft wie von zahlloſen Diamanten das Licht zurück; dann wogt es, tief aufgewühlt, unruhig und ſpritzt den blendend weißen Schaum weit auf den Uferſand; bald aber ſäuſelt es mit feinen Wellen, wie die Blätter im Walde rauſchen. Vom häßlichen Grau und durchſcheinenden Grün wechſelt es ſeine Farbe in tiefes Dunkelblau, und erſcheint am Abend mit rothen, gelben und violetten Tinten angehaucht. Wer kann da noch an Tücke und gewaltſame Zerſtörung denken? Die Ufer mit den Bäumen, die ruhig vor Anker liegenden Schiffe ſpiegelt es rein zurück, wie ein unſchuldiges Kinderauge. Den am Strande Wartenden bringt es die Verwandten und Freunde, oder entführt ſie ihnen auf eine viel ſchönere Weiſe, als der an die Eiſenſchienen gebundene Wagenzug, oder die ſchwere, beſtäubte Poſtkutſche. Die Oſtſee hat freundlichere Ufer und ſie beſpült dieſelben, ohne ſie fortzureißen. Dieſe aber verleihen ihr mehr den Charakter eines Binnenſees, während der meiſt kahle Strand, das Gefahr bringende Ebben und Fluthen, die ſchroffen Contraſte der mit dem Weltmeere unmittelbarer verbundenen Nordſee ihr unverkennbar den Charakter der Großartigkeit geben. So iſt dieſes Meer wohl im Stande, den an ſeinen Ufern und auf

ſeinen Inſeln gebornen Menſchen eine Anhänglichkeit und Liebe einzuflößen, wie dem Schweizer ſeine Alpenthäler und Gletſcher, und zwar unvermerkt, ſodaß ſie erſt fern von ihm inne werden, was ſie entbehren, und daß ſie es nicht entbehren können.

Dem Sommergaſt, der mit Zurücklaſſung ſeiner Sorgen und Freuden, mit der Empfänglichkeit für die immer neuen Eindrücke des Meeres daſſelbe von ſeiner freundlichen Seite kennen lernt, muß an einem klaren, ruhigen Tage der Bericht jener geübten Feindſeligkeiten faſt als eine Fabel klingen. Der Geſchichtſchreiber dieſer Gegend, der Chroniſt Heimreich, hält es für nöthig, ſeine Landsleute, die das Geſchilderte ſelbſt erfahren haben, daran zu erinnern, daß ſie, wenn ſie ruhig in ihren Häuſern wohnen wollen, erſt alsdann mit ihrer Deicharbeit ein Ende machen dürfen, „wenn dermahleins alle Dinge ein Ende werden gewinnen". Schwerlich werden dieſe Trümmer des zerſtörten Landes beim Untergang aller Dinge noch vorhanden ſein.

VII.

Die Bewohner der nordfrieſiſchen Uthlande.

Allgemeine Charakteriſtik. Der Name. Erſtes Auftreten der Frieſen in der Geſchichte. Die Zeit des politiſchen Einfluſſes. Wechſelndes Verhältniß zu Dänemark. Schluß auf den Charakter. Das nationale Bewußtſein und der Egoismus. Karls des Großen Freiheitsbrief. Bauernrepubliken. Anhänglichkeit an das nationale Recht. Treue gegen die nationalen Götter. Art des frieſiſchen Chriſtenthums. Der frieſiſche Charakter im Verhältniß der Geſchlechter. Ausdauer in der Arbeit. Der Deichbau als Bedingung der Cultur. Die Frieſen als tüchtige Seefahrer. Egoismus im Privatleben. Glückliche Vernunftanlage. Navigations- und Volksſchulen. Charakteriſtiſche Beſonnenheit.

Nach der Schilderung des nordfrieſiſchen Inſellandes und ſeines Schickſals wird man, auch ohne deſſen Bewohner zu kennen, geneigt ſein, dieſen einen hohen Grad von Unerſchrockenheit, Fleiß und Ausdauer zuzuſprechen, dazu geſunde Sinne und alſo klaren Verſtand, einfache Sitten und Bedürfniſſe und wahrſcheinlich auch eine ungeheuchelte Frömmigkeit. Denn ohne alle Frage ſind ſolche Eigenſchaften des Herzens und Kopfes erforderlich, wenn Menſchen ihre phyſiſche Exiſtenz einem ſo unerbittlichen Feinde, wie das Meer,

zum Theil erſt abgewinnen, zum Theil gegen ihn vertheidigen, und bei der Erfahrung, wie unſicher beides iſt, bis auf den letzten Augenblick ſich behaupten ſollen. Das iſt kein Land, wo in bequemer Trägheit Weichlichkeit und Luxus gedeihen, das iſt keine Natur, die durch üppigen Reichthum der Formen die Phantaſie auf Koſten des Verſtandes reizt und bildet. Vielleicht auch läßt ſich mit Recht behaupten, daß hier die gemeinſame Gefahr die Menſchen näher als anderswo aneinander ſchließen und ein ſtarkes Gemeinweſen gründen mußte, das wiederum Gefühl und Sinn für Recht und Ordnung vorausſetzt. Ferner, eine Nation, die mit ſo zäher Ausdauer an ihrem unſichern Grund und Boden haftet, wird auch die alte Sitte, die vererbte Gewohnheit des Lebens treu bewahren und heilig achten. Stolzes Selbſtgefühl, Liebe zu Unabhängigkeit, Haß gegen Herrſcherwillkür muß vorausſetzlich in einem Lande gedeihen, das ſich jeden Tag gleichſam in Eroberungszuſtand befindet. Und weil endlich eine ungaſtliche Natur den Werth des Hauſes erhöht, Trennung und Wiederſehen aber, das ſtete Los Derer, welche die See zum Gewinn hinauslockt, die Gattenliebe innig und friſch erhalten, ſo wird auch auf die Art des Familienlebens ein günſtiger Schluß zu ziehen ſein. -

Die Naturbeſchaffenheit des Bodens bedingt freilich gewiſſe Eigenſchaften des Volkes, das ihn bewohnt und bebaut jedoch nicht alle und nicht mit Nothwendigkeit; die eben angeführten ſind jedoch, beſonders in neuerer Zeit, von verſchiedenen Schriftſtellern den Frieſen nördlich von der Elbe zugeſprochen. Es iſt ihnen von Denen, die ihre Geſchichte ſtudirt haben, wie von Profeſſor Michelſen, eine ſeltene Kraft in Behauptung ihrer Unabhängigkeit, ihrer Rechte und heimiſchen Sitten nachgerühmt. Saxo Grammaticus bezeichnet ſie als „natura feroces“, was Dankwerth durch „von Natur

freche Leute" überſetzt. Die Anſchauung ihres gegenwärtigen Lebens, die ſich in demſelben kund thuende ungeſchminkte Natürlichkeit, wie eine ehrenhafte Biederkeit, haben Stoff zu Novellen abgegeben. Clement jedoch hat die Entdeckung unſerer Urgroßmütter, daß früher Alles beſſer war, an ſeinen Landsleuten in hohem Grade beſtätigt gefunden. Er ſagt: „Die „Menſchen ſind nicht ſo gut und ehrlich mehr, ſie ſind häß„licher geworden, herzloſer. Das ländliche Glück iſt weg, der „Allgemeingeiſt weg, der Wohlſtand weg, die alte herrliche „Sitte weg. Und alle Inſeln entflohen — ein ſchwermüthi„ges Wort. Ihr ſeid nicht heiter mehr, nicht recht frieſiſch „mehr. Denn wie die See von Weſten an deinen Küſten „zehrt, Land der Frieſen, ſo nagt die Welt von Oſten deine „Wahrheit, deine Liebe, deine Einmüthigkeit, wovon wenig „mehr übrig iſt, deinen Muth, das iſt die Frucht eines rei„nen Gewiſſens, dein Rechtsgefühl und deine That-Religion „weg, welche ſich zu Lippentrug und Kopfnicken erniedrigt." Vom Volk der Gegenwart kann Clement freilich aus eigner Erfahrung reden, jedoch beſtätigt er ſein abſtractes Urtheil durch einzelne Thatſachen nicht; und im Gegentheil, aus dem See- und Strandraub ſeiner Ahnen und den dabei vorgefallenen Schändlichkeiten, aus dem blutigen Hader der einen Harde gegen die andere und gegen gleichgeartete Nachbarn, aus den auch in Nordfriesland geführten Hexenproceſſen, die allerdings mehr Gewicht haben als heuchleriſches „Kopfnicken", hat er keine allgemeingültigen Schlüſſe auf den Charakter der Vorzeit gezogen. Es wird auch hier, wie überall, Licht und Schatten gemiſcht ſein; und wenn der Geſchichtſchreiber in der einen Zeit nur jenes, in einer andern nur noch dieſen zieht, ſo erinnert er an jene Trauerſpieldichter, welche Tugend und Bosheit an verſchiedene Perſonen vertheilen.

Somit wird es nothwendig ſein, die Geſchichte zum Zeugniß

aufzurufen, ſchon darum, weil ſo allgemeine Begriffe, wie Unabhängigkeitsgefühl und Halten an heimathlichem Recht und vererbter Sitte, Gemeinſinn, Biederkeit, Frömmigkeit und Familienliebe, und was dergleichen Abſtracta der Sprache mehr ſind, erſt dann einen anſchaulichen Sinn geben, wenn ſie aus der Wirklichkeit abgeleitet und durch ſie mit Inhalt erfüllt ſind.

Der Name unſers Volksſtammes hat zu verſchiedenen Deutungen wie zu Mythen Veranlaſſung gegeben. Profeſſor Michelſen findet in dem Worte Friesland die Bedeutung eines Randes oder Saumes, obgleich Adelung dieſe Bedeutung nicht kennt. Dankwerth, welcher bemerkt, daß Frieſen aus Freſen corrumpirt iſt, führt den Namen auf ein altes Wort „Werr" zurück, welches Waſſer bedeutet, und unter anderm auch im Fluſſe Werra erhalten iſt; aus Werres- oder Waſſerland iſt dann in ſchneller Ausſprache Wresland oder Fresland geworden. Heimreich hält es für nöthig, den Namen ſeines Volkes gegen gravirende Ableitungen in Schutz zu nehmen: „Sein „Freſen geheißen nicht vom Freſſen, wie Diejenigen erachten, „die nur auf ihre vielen Mahlzeiten ſehen und nicht betrachten, daß die Arbeitsleute ſelbiger Oerter alſo müſſen mit „Koſt und Bier verſorget werden, damit ſie der in dieſen „Landen fürfallenden ſchweren Arbeit Beſtand ſein mögen." Dennoch meint er, daß Herzog Georg von Sachſen den Namen darum „nicht uneben" ſo gedeutet hat, weil ihm in ſeinem Zuge wider die Freſen 1514 Meißen und Thüringen aufgefreſſen ſei. Auch vom Zeitwort „frieſen oder frieren" dürfe der Name nicht abgeleitet werden, weil die in Friesland herrſchende Kälte nicht ſtärker ſei, als in andern Gegenden deſſelben Himmelſtriches; ebenſo wenig von der Freiheit, welche die Frieſen erſt unter Karl dem Großen erhalten haben, während ſie ſchon bei alten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern Fresi oder Fresones heißen.

Heimreich führt vielmehr einen Stammvater Freſo auf, durch welchen man unwillkürlich an den Teut der Deutſchen oder den Heber der Hebräer erinnert wird. Dieſer Freſo aber war Fürſt eines Landes in Indien, das Benedicta Fresia, geſegnetes Fresland, geheißen haben ſoll; er wurde mit zwei Brüdern und vielen Angehörigen durch einen Uſurpator aus ſeinem Reiche vertrieben. Ihnen verhalf freilich Alexander Magnus zur Wiedererlangung deſſelben; aber nach deſſen frühem Tode haben ſie ſich dennoch mit dreihundert Schiffen auf und davon gemacht, und ſind nach achtjähriger Irrfahrt, nachdem ſie zweihundertſechsundvierzig Fahrzeuge verloren hatten, hier und da zu Lande gekommen, der Freſo an den Küſten der Nordſee. Dies nennt Dankwerth „fabulisen", und meint, wenn die „Fledermäuſe", d. h. die unbekannten Autoritäten, auf die man ſich beruft, „dermaleins an das Licht treten möchten, ſo „würde männiglich aus dem Geſange den Vogel leicht erkennen". Die Frieſen als einen deutſchen Volksſtamm anzuſehen, dafür ſpricht nach Heimreich die nahe Verwandtſchaft der deutſchen und frieſiſchen Sprache, welche letztere nur ein Dialekt jener ſei. Entſchieden tritt Dankwerth der Anſicht von der frieſiſchen Nation als einer deutſchen bei, ſich dabei auf Tacitus berufend. Für ſeine Ableitung ſämmtlicher germaniſchen Stämme, und alſo auch der Frieſen, von dem bibliſchen Dodanim, dem Urenkel des Noah, beruft er ſich freilich auf jenen römiſchen Geſchichtſchreiber nicht; wie er denn überhaupt bemerkt, daß die Wahrheit des Herkommens aller Völker „gemeiniglich in einem tiefen Brunnen verborgen liegt". Michelſen zieht das Reſultat, daß, weil in der Geſchichte keine Spur einer Einwanderung der Frieſen in ihre Gegend aufzufinden ſei, dieſe das Recht haben, ſich für Ureinwohner in ihren Wohnſitzen zu halten, welches Eingeſtändniß ein milder Ausdruck iſt für Verzweiflung der Geſchichtsforſchung an ſich ſelber.

Wie überhaupt die frühern Hiſtoriker gern ſo weit als möglich in die Vergangenheit zurückgehen, am liebſten bis zur Arche des Noah, ſo führt auch unſer Chroniſt Heimreich die Frieſen ſchon zur Zeit des Königs David, alſo gut tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung, mit dem mythiſchen Könige Dan zuſammen, auf den die nordiſche Sage ein däniſches Königshaus gründet. Dieſer ſoll damals die Frieſen ſich unterworfen haben. Nachdem dieſelben mehrere hundert Jahre ganz wieder in den mythiſchen Nebel untergetaucht ſind, erſcheinen ſie plötzlich in jenem großen Zuge nordiſcher Völkerſchaften gegen römiſche Beſitzungen, den man den Cimberzug nennt, und der bekanntlich mit dem Siege des römiſchen Feldherrn Marius ein trauriges Ende nahm. Vielleicht nicht unſere nördlich von der Elbe wohnenden Frieſen, aber die Stammesgenoſſen an den Mündungen des Rheins und der Schelde haben alsdann mit den Römern bald in freundlichem Verkehr geſtanden, bald ſind ſie mit denſelben in blutige Conflicte gerathen. Frieſen ſollen dem Julius Cäſar als ſeine „Leibwächter“ zur Eroberung Britanniens gefolgt ſein; ſie ſollen dem Kaiſer Tiberius wie dem Germanicus in den Kriegen gegen die deutſchen Nationen gute Dienſte geleiſtet und ein ſo großes Vertrauen bei den römiſchen Kaiſern genoſſen haben, daß ſogar der mißtrauiſche Nero aus ihnen die Leibwache ſeiner Mutter gebildet haben ſoll. Aus der Regierungszeit dieſes Kaiſers erzählt Tacitus eine Anekdote von den Frieſen, die als charakteriſtiſch hier eine Stelle finden mag. Als damals nämlich wegen Unthätigkeit der Soldaten die Furcht vor den römiſchen Waffen ſchwand, beſetzten die Frieſen eigens für die römiſche Armee reſervirte Ländereien, und zwar unter Anführung des Verritus und Malorix, welche, wie Tacitus ſagt, „jene Nation beherrſchten, inſoweit die Deutſchen ſich beherrſchen laſſen“, das will ſagen, zu des Tacitus

Zeiten. Die beiden wurden jedoch zu Unterhandlungen mit den Römern genöthigt, weshalb ſie nach der Hauptſtadt reiſten. Da ſie hier auf eine Audienz beim Kaiſer Nero warten mußten, gingen ſie, um die Volksmenge zu ſehen, ins Theater des Pompejus. „Dort", ſo berichtet der alte Claſſiker weiter, „erkundigten ſie ſich aus Langeweile — denn an „den Spielen, die ſie nicht verſtanden, fanden ſie kein Ver„gnügen — nach den Plätzen und dem Rangunterſchiede, wo „die Ritter ſäßen und wo der Senat, und bemerkten auf den „Sitzen der Senatoren Einige in fremder Tracht. Sie fragten, „wer dieſe wären; und da ſie hörten, daß dieſe Ehre den Ge„ſandten der Nationen erwieſen würde, die ſich durch Tapfer„keit und Freundſchaft gegen die Römer auszeichneten, riefen „ſie laut, daß unter den Sterblichen keine den Germanen an „Kriegsmacht oder an Treue überragten; ſtiegen alsdann hinab „und ſetzten ſich unter die Senatoren. Freundlich nahmen das „die Zuſchauer auf, als einen Beweis alter Treue, der Nach„eiferung werth."

Wie an dem großen Cimberzuge betheiligten ſich die Frieſen auch an den Zügen der Angeln und Sachſen nach Britannien, die in der Mitte des fünften Jahrhunderts ihren Anfang nahmen. Nach einigen Schriftſtellern ſollen ſich die Anführer Hengiſt und Horſa, von den Einwohnern Britanniens gegen die räuberiſchen Picten und Scoten zur Hülfe gerufen, in Tondern, nach Andern in dem ſylter Hafen Wendingſtadt eingeſchifft haben, und außer Angeln und Sachſen folgten die Frieſen „in hellen Haufen". Daß ſie auf die neue Ordnung der Dinge in England bedeutenden Einfluß geübt, ſuchen beſonders ihre eigenen Hiſtoriker, und wohl nicht mit Unrecht, nachzuweiſen. Dankwerth beruft ſich auf die ungemein nahe Verwandtſchaft zwiſchen dem altengliſchen und frieſiſchen Dialekt; Clement wird in manchen Gegenden Eng-

lands, außer durch Sprache, auch durch Menſchenart und Häuſerbau an ſeine Heimath erinnert. Von dieſen langdauernden, mit Glück gekrönten Zügen kehrten Manche freilich wieder zurück, Andere aber blieben in Britannien, „wie denn", nach Heimreichs Aeußerung, „die Gewaltigen pflegen zu thun, „daß wenn ſie erſtlich zur Defenſion werden gefordert, ſie hernach gemeiniglich gar zu bleiben ſich angelegen ſein laſſen".

Abermals einige Jahrhunderte ſpäter, als dieſe nördlichen Gegenden anfingen, mehr und mehr vom Lichte der Geſchichte erhellt zu werden, finden wir die Frieſen mit Karl dem Großen, dem Bekehrer und Vertilger der Sachſen, verbunden und beſonders eifrig bemüht, den Papſt Leo III. wieder zu Ehren zu bringen, ſodaß ihnen, nach Heimreichs Ausſage, für dieſe chriſtliche That in Rom ein Monument geſetzt ward. Ihr eigener König Radbod war geſtorben und nach ihm ſcheint es Keinem gelungen zu ſein, die verſchiedenen Diſtricte zu einem einigermaßen feſten politiſchen Zuſammenhang zu vereinen. Den Fahnen des großen Kaiſers mögen ſie um ſo bereitwilliger gefolgt ſein, als ihnen dadurch die Ausſicht ward, von der um eben dieſe Zeit energiſcher durchgeführten Unterwerfung unter Dänemark wieder befreit zu werden. Denn am Schluß des achten Jahrhunderts ſoll König Gotrik von Jütland die Frieſen unterjocht und ſie zum Zeichen ſeiner Oberhoheit ſogar gezwungen haben, die Thüren ihrer Häuſer alle gegen Norden, und zwar ſo niedrig anzulegen, daß ſie genöthigt wären, ſich jedesmal beim Hinausgehen gegen ihren mitternächtigen Herrn zu bücken, ein eigenthümlicher, täglich ſich wiederholender Huldigungsact. Es ſcheint jedoch die Unterwerfung nicht ſo ganz durchgeführt zu ſein; denn ſchon zu Anfang des neunten Jahrhunderts ſieht ſich König Godefrid, der Gegner Karls, genöthigt, in dieſe weſtlichen Küſtengegenden eine Flotte zu ſenden, um ſich dieſelben tributpflichtig zu machen, und auch

ſeine Nachfolger ſind zu gleichen Kriegszügen gezwungen. Wenn nun Karl der Große mit Glück gegen ſeinen ſkandinaviſchen Feind kämpfte, ſo hatte das doch für die nördlichen Frieſenſtämme keine weitern Folgen, ſofern in einem Frieden zwiſchen Deutſchland und Dänemark die Eider zur Grenze beider Reiche beſtimmt ward. Sowie mithin die nördlich wohnenden Frieſen in die Geſchichte eintreten, erſcheinen ſie der däniſchen Krone tributpflichtig und zur Heeresfolge verbunden.

Doch auch mag überhaupt in alter Zeit das hiſtoriſche Recht Dänemarks über die unterjochten Nordſeeländer ſchwankend geweſen ſein, beſonders in den am weiteſten nach Weſten gelegenen Diſtricten, was aus ſagenhaften Berichten des oben erwähnten Hans Kielholt hervorgeht. Derſelbe erzählt nämlich, daß die heidniſchen Frieſen auf Sylt des eigenen Landes Herren waren; beſchützt wurden ſie von fünf bis ſechs Ellen langen Rieſen, die von den Küſten die eroberungsluſtigen Feinde entfernt hielten. Dieſelben waren in der Kunſt des Bogenſchießens ſo geübt, daß ſie ihr Ziel bis auf Fingersbreite trafen, und was ihnen nur halbwegs zu Geſichte kam, ſeien es Menſchen oder Vieh, das war alſobald getödtet. Sie ſaßen auf Burgen und Wachtthürmen verſchanzt und ließen ſich von den Einwohnern für den geleiſteten Schutz jährliche Abgaben zahlen. Aber die Beſchützer des Landes wandelten ſich bald in deſſen Bedrücker um; ſie machten Ausfälle von ihren Burgen, plünderten und tödteten die ruhig ihres Weges zogen, und die alſo Getödteten durften nicht einmal wie Andere zur Erde gebracht, ſondern mußten verbrannt, und die übrig gebliebenen Knochen mußten abſeits eingeſcharrt werden. Zuletzt aber wurde der Unfug ſo arg, daß Gott es nicht länger dulden konnte. Nämlich es war unter den Rieſen ein kunſtreicher Doctor, den der König von Dänemark zu ſich entbieten ließ, damit er die Prinzeſſin von einer inwendigen

Krankheit befreie. Dies that der Doctor auch, und der König ſchenkte ihm nicht nur große Summen Geldes, ſondern überlud ihn auch dermaßen mit köſtlichen Speiſen und Wein, daß der Rieſendoctor total trunken ward. Da befragte ihn der König nach dem Lande Sylt, und in der Trunkenheit plauderte er Alles aus, ſodaß des Königs ausgeſandte Truppen zu Waſſer und zu Lande nunmehr leichtes Spiel hatten, und ſämmtliche Rieſen überwältigt, gebunden, mit Wein trunken gemacht und danach geköpft wurden. Singend gingen ſie in den Tod, alle hundertundzwanzig bis auf zwei, die nicht ſingen wollten, weil ihre Stunde ſo nahe war. So kam das Volk aus den Händen der Rieſen unter däniſche Herrſchaft, worauf alsbald auf freundliche Verwendung des Papſtes beim Könige chriſtliche Kirchen auf Sylt eingerichtet und eingeweiht wurden.

Einem der däniſchen Könige, dem Knud Maagenſön, der mit dem Gegenkönige Swenn Grathe blutig um die Krone kämpfte, brachte das Schutzbündniß, das er mit den Frieſen ſchloß, keinen Segen, dieſen aber furchtbare Niederlage und Schatzung um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. In ſeiner Noth war Knud zu den Frieſen gegangen und hatte ſie durch das Verſprechen, ihnen einen Theil der Abgaben zu erlaſſen, bewogen, nicht nur ihm Hülfe zu leiſten, ſondern ſogar, ihm eine Feſtung zu bauen, die Mildeburg unweit des jetzigen Huſum. Saxo erklärt das für einen großen Dienſt um geringen Lohn und meint, daß die Frieſen hier eines kleinen Vortheils wegen die größten Beſchwerden auf ſich nahmen. Swenn ſchlug ſie gänzlich, alſo, daß ihre Leichen in den Moräſten und im Fluſſe ſeinen Soldaten den Weg bahnten. Alsdann zwang er die in der Burg Belagerten zur Uebergabe, gewährte ihnen freien Abzug und gab ihnen nach Saxos Erzählung die Erklärung mit auf die Reiſe, daß er

ſich um ihre Feindſchaft ebenſo wenig als um ihre Freundſchaft kümmere. „Denn ein Volk", ſagte er, „das zwei Zungen im Munde hat, und in Einem Paar Schuhen ſieben Herren „dienen kann, nimmt ſicher das Glück nicht mit hinweg." Ob dieſes Zeugniß den däniſchen Anhängern des Knud oder zugleich auch den mit ihnen vereinten Frieſen ausgeſtellt ward, iſt aus dem Zuſammenhang nicht klar zu erkennen, wenn auch Michelſen behauptet, daß offenbar nur die Truppen des flüchtigen Königs damit gemeint ſein konnten.

Zu nicht geringerm Unheil für die Frieſen endete im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ihr Bündniß mit dem zweiten däniſchen Waldemar, dem Sieger, dem der Dannebrog vom Himmel fiel. Ihn hatte der Papſt von dem feierlichen Eide, alles Land zwiſchen Eider und Elbe dem Deutſchen Reiche ungeſchmälert zu laſſen, feierlich kraft höherer Autorität entbunden, in Folge deſſen Waldemar Dithmarſchen mit Krieg überzog. Bereitwillig folgten ſeinen ſiegreichen Fahnen die Frieſen, der Dithmarſchen Nachbarn und nächſte nationale Anverwandte, ihnen gleich „wie ein Bruder dem Bruder". Für die Ehre und Macht Dänemarks fielen ſie hier haufenweiſe in dem Kampf gegen nationale Unabhängigkeit, nachdem ſie ſich früher bei der Einnahme Hamburgs Lorbeeren geſammelt hatten. Dieſelben lange zu tragen war ihnen nicht vergönnt, denn ihrer nur Wenige entkamen nach der Schlacht bei Bornhövede, die für Waldemar bekanntlich einen unglücklichen Ausgang nahm.

Kaum berührt Clement dieſe Treue ſeiner Vorfahren gegen den einen König, um deſto länger bei dem glücklichen Kampf derſelben gegen einen andern, den König Abel, zu verweilen, auf dem der Verdacht des Brudermordes laſtet. Von einer dem Reiche auferlegten Steuer hatten die Frieſen ſich durch eine große Summe ein für allemal losgekauft; „denn", be-

merkt Clement, „zur Zeit der Freiheit war das frieſiſche Volk „ſtets darauf bedacht, Dänemark und die Nachbarfürſten drei „Schritte vom Leibe zu halten", welche Aeußerung jedoch mit der Erfahrung bis dahin ſchlecht zuſammenſtimmt. Wie jener Knud Maagenſön die Frieſen durch eine Verringerung der Steuern in ſein perſönliches Intereſſe gezogen hatte, ſo entflammte dieſelben nun im Gegentheil eine unberechtigte Geldforderung Abels zu gemeinſamem Widerſtand. An dem Bauermannswege, d. h. an der breiten Landſtraße, dem gewöhnlichen Platz öffentlicher Berathungen, kamen die Vertreter der Siebenharden zuſammen und gelobten aus einem Munde, ehe ſie König Abel huldigen und ſchwören wollten, dazu Schatz und Zinſe geben, wollten ſie lieber alle ſterben, oder ſterben ſolle König Abel. Glück und Tapferkeit entſchieden nach mehrmaligem Kampfe für das Letztere; des Königs ſämmtliche Truppen, die zurückgedrängt zur Zeit der Ebbe ihre auf der Eider liegenden Schiffe nicht flott machen konnten, wurden aufgerieben, ihm ſelbſt aber wurde von einem Rademacher aus der Pellwormharde der Kopf geſpalten (1252). Das geſchah in der Nähe jener Feſtung Mildeburg, welche die Frieſen hundert Jahre früher ſich ſelbſt zur Zwingburg erbaut hatten, und die nun, nachdem ſie Zeuge ihres Sieges geweſen war, aus der Geſchichte verſchwindet. Dankwerth bemerkt bei der Erzählung dieſer Begebenheit: „Nach dieſer Zeit lieſet man nichtes Schrifftwürdiges von dieſen Nordfrieſen oder ihren Thaten."

In dem nun folgenden vierzehnten Jahrhundert, der Zeit der endloſen Kämpfe zwiſchen den däniſchen Königen und den ſchleswigſchen Herzögen wie holſteiniſchen Grafen, gerathen die Frieſen der Außenlande von einer Oberhoheit in die andere; Land und Menſchen werden wie eine Waare vertauſcht, verpfändet und wieder eingelöſt, ſodaß es allzu weit führen, auch für die Characteriſtik unſerer Nation nicht viel austragen

würde, den Faden der wirren Geſchichte durch die einzelnen Ereigniſſe, die Schlachten und die für die Ewigkeit geſchloſſenen Bündniſſe zu verfolgen. Im Ganzen hielten es die Frieſen nach der unter Abel gemachten böſen Erfahrung von da mehr mit den Herzögen gegen die däniſchen Könige. Jedoch, als ſie die harte Herrſchaft des ſchauenburger Grafen, Gerhard des Großen, den die Dänen gern den kahlen Geert nennen, in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erfahren mußten, nahmen ſie den Sohn des von demſelben entthronten Königs, den Prinzen Otto, freundlich bei ſich auf und verſprachen ihm Hülfe wider den Uſurpator, wogegen derſelbe ihnen durch Urkunden ihre Freiheiten garantirte. Freilich hatte ſich Gerhard unter andern Theilen des däniſchen Reiches auch die Außenlande reſervirt, mit den Worten der Urkunde: „und namentlich des Königs Frieſen ſollen wir und unſere rechtmäßigen Erben zu einem Pfande haben"; aber dieſe waren ohne ihren Willen verpfändet worden und fühlten ſich trotz der ſchlimmen Erfahrungen zum landesflüchtigen Prinzen hingezogen. Ihre Hülfe nutzte dieſem jedoch nicht; und als ſein Bruder Waldemar, der, weil er gleichſam den Tag wieder über Dänemark heraufführte, den Beinamen Atterdag erhielt, nach Gerhards Tode den Thron beſtiegen hatte, ernteten ſie für ihre Königstreue wenig Dank. Denn es fand ſich, daß ſie der Krone lange Jahre die Abgaben ſchuldig geblieben waren, die nun eingefordert werden ſollten, obgleich dieſe ſammt den Menſchen, die ſie zu bezahlen hatten, dem Grafen Gerhard und ſeinen Deſcedenten urkundlich waren verſchrieben worden. In wiederholten Kämpfen entſchied das Recht der Geſchichte für Waldemar. Aber in der Zeit nach ihm, während das Herzogthum Schleswig den holſteiniſchen Grafen bald als erbliches Fahnenlehn für immer übertragen, bald mit Waffengewalt zurückgefordert, bald wieder von den Fürſten an Däne-

mark verpfändet wurde, ſtanden die Frieſen fortwährend auf Seiten dieſer, und wenigſtens einmal mit entſchiedenem Erfolg, bis die Familie der Oldenburger über Dänemark wie über die Herzogthümer die Herrſchaft erhielt. Nach einem nochmaligen ſehr harten Conflict der Frieſen mit dem erſten König dieſes Stammes, wozu der Bruder deſſelben die Veranlaſſung gegeben hatte, ſchwindet die politiſche Selbſtändigkeit der Uthlande, welche ſie als ein beſonderer Theil des Herzogthums Schleswig in relativem Maße bis dahin behauptet hatten, und ihre Geſchichte fällt mit der dieſes Herzogthums zuſammen.

Wer da weiß, daß ein Volk oder ein Volksſtamm noch eine andere Exiſtenz hat als die politiſche, und daß dieſe nur die äußere Schale des eigentlichen Lebens iſt, der wird begreifen, daß das Mitgetheilte den frieſiſchen Character nicht erſchöpfender bezeichnet, als einen Menſchen die Beſchreibung ſeiner Geſichtszüge. Aus dem politiſchen Verhältniß, das in den Jahrhunderten die Außenfrieſen nach eigener Entſcheidung einnahmen, geht nur hervor, daß ſie in alter Zeit, wie alle germaniſchen Stämme kriegs- und thatenluſtig, Beute und Ehre ſuchten, wo dieſe unter mächtigen Feldherren zu finden war, und dies ohne beſondere politiſche Sympathieen. Als ſie jedoch, mehr ſeßhaft geworden, durch Deiche und Ackerbau eine Heimath und heimathliche Rechte und Sitten haben und zu erhalten haben, treten ſie als Vertheidiger dieſer auf. Am empfindlichſten werden ſie zuerſt bei ihren materiellen Intereſſen angegriffen, und das iſt allerdings einer ihrer characteriſtiſchen Züge, der auch im beſcheidenen Privatleben der Gegenwart ſehr deutlich hervortritt. Wie ſie die Fürſten danach beurtheilten, ob dieſelben Abgaben auferlegten oder erließen, und für die ideale Seite politiſcher Händel nur wenig Sinn zeigten, ſo beurtheilen ſie jetzt vorwiegend den Menſchen nach Dem, was er beſitzt, in einem Maße, wie das in größern

Handelsſtädten wahrgenommen wird. Dabei haben wir jedoch geſehen, daß ſie, einem edlern Mitgefühl folgend, mehrmals die unterdrückte politiſche Partei zur ihrigen machten. Bei dem Allen iſt zu verwundern, daß ſie, während Beſitz, Heimath und Leben ſo furchtbar durch das Meer bedroht ward, für politiſche Angelegenheiten ſo viel Sympathie und Kraft beweiſen konnten; eine minder ſtarke Nation hätte unter ſo ſchweren Verhältniſſen den Forderungen des erſten Beſten keinen Widerſtand entgegenzuſetzen vermocht.

Entſcheidender für die Bedeutung einer Nation, als deren politiſche Stellung, die nicht die Gerechtigkeit, ſondern der Zufall in der Geſchichte beſtimmt, iſt das innere Verhältniß ihrer Glieder, das Band der Sitte und der daraus ſich bildenden Rechte, die Feſtigkeit, mit welcher dies um Alle geſchlungen iſt. Die natürliche Verwandtſchaft der Glieder einer Familie oder eines Volkes und das daraus entſpringende Gefühl iſt kein Alles nivellirender Verſtand vermögend hinweg zu raiſonniren, und den Menſchen ehrt dieſe nur natürliche Anhänglichkeit, wie Alles, was dem Egoismus widerſtrebt. Bei unſern Frieſen geräth unverkennbar mit dem angeborenen Nationalſinn ein engherziger Egoismus in Widerſtreit, und es iſt thöricht, den letztern im Privatleben der Gegenwart zu rügen, dagegen ihn in den größern Verhältniſſen der frühern Geſchichte zu verkennen. Die innige Vereinigung ſämmtlicher Frieſen zu einem nationalen Verbande fällt in vorhiſtoriſche Zeit; über ihre großen Zuſammenkünfte auf Helgoland oder Foſetesland, dem allgemeinen Nationalheiligthum, über die alljährlich zwei Mal dort gehaltenen Zuſammenkünfte zur Vertheilung der Beute, zu Opfer und Gericht, haben wir nur unbeſtimmte Nachrichten. Den Frieſen nördlich von der Elbe erſchwerte freilich die Zerſtückelung ihres Landes die kräftig

nationale Einheit; aber jene erklärt nicht die Bereitwilligkeit, unter Waldemar dem Sieger gegen die nächſten nationalen Anverwandten auszuziehen. Zwiſchen den nördlich und ſüdlich von der Eider wohnenden Stämmen gährte ein lange dauernder Haß, hervorgerufen durch den von beiden Seiten neidiſch bemerkten Wohlſtand und durch die vielfachen Berührungen, in welche auf den Märkten die Eiderfrieſen und Dithmarſchen bei Abſetzung ihrer Landesproducte geriethen. Bei ſolcher Gemüthsſtimmung bedarf es nur einer geringen Veranlaſſung zu offener Feindſchaft, und es geſchieht daſſelbe, was wir nur in anderer Form ſo oft unter Geſchwiſtern ſich ereignen ſehen, die um das Erbtheil des Vaters Proceſſe führen. So kämpften zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts Frieſen und Dithmarſcher drei Jahre lang blutig und grauſam. Schon früher hatte ein beſchränktes Communenintereſſe das natürliche, nationale Band zerriſſen. Als Waldemar Atterdag, um die Außenlande dem Reiche einzuverleiben, gegen dieſe zog, konnte er die eine Harde zur Unterdrückung der andern gebrauchen. Bis zu einem ſolchen Grade konnte gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Unfrieden der Harden ſteigen, daß zwei derſelben ſich an den Herzog wenden und ihn „um Gotteswillen" bitten mußten, ihnen kräftige Vögte zu ſenden, damit der für den Deichbau verderbliche Hader beigelegt werde.

Daß ein gewiſſer Grad von Egoismus den Gemeinſinn nicht ausſchließt, verſteht ſich von ſelbſt; es ſollte auch ja nicht behauptet werden, daß die Frieſen ein beſchränktes Sonderintereſſe vorzugsweiſe characteriſirt, ſondern nur, daß es immer wahrnehmbar hervortritt, und daß nicht die alte Zeit ohne daſſelbe blühenden Gemeinſinnes voll iſt. Es wäre auch, da ſonſt doch Individuen durch Jahre, und Völker durch Jahrhunderte ihren Character behaupten, wunderbar, wenn einſt die Einzelintereſſen dem allgemeinen Wohl geopfert worden

wären, und jetzt nur noch, wie Manche meinen, das allgemeine Wohl den Einzelintereſſen. In alter Zeit aber, als ſich das Meer noch nicht in ſolcher Breite ins Land gewühlt und daſſelbe noch nicht in Inſelbrocken verwandelt hatte, treffen wir ein Behaupten heimiſcher Sitten und Rechte, deſſen die Geſchichtſchreiber als eines characteriſtiſchen Zuges der Nation rühmend Erwähnung thun. „Die Frieſen", ſagt Michelſen, „haben durch alle Drangſale der Zeitläufte hindurch ihr ächtes „Grundeigenthum ſelbſtkräftig zu retten verſtanden, und die „auf einzelfreien Volksgemeinden beruhende Verfaſſung in den „Stürmen des Mittelalters bewundernswürdig erhalten, ſodaß „man bei ihnen lebendig erblickt, was bei den andern deut„ſchen Stämmen entweder frühzeitig unterging, oder gar, ſo„weit das Auge der Geſchichte reicht, niemals vorhanden war." Von dieſer Verfaſſung ſelbſt aber rühmt Clement: „Keine „Republik irgendje in der Welt iſt ſo kernig, ſo einfach, ſo „dauerhaft geweſen, wie die frieſiſche."

Es könnte auffallen, daß hier von einer Republik die Rede iſt, während kaiſerliche, königliche nnd herzogliche Oberherren, wenn ſie auch wechſelten, doch immer vorhanden waren. Jedoch die Oberherren wohnten weit entfernt, kamen nur ſelten einmal an dieſe Ufergrenze ihres Gebiets und hatten meiſt mit andern Angelegenheiten ſo viel zu ſchaffen, daß ſie ſich um die innern Einrichtungen wenig kümmerten, zufrieden, wenn ſie die Abgaben erhielten und dann und wann das Heergefolge. Sogar unter ruſſiſcher Deſpotie blüht freie Verwaltung der Communen; und war Nordfriesland auch immer landesherrliches Territorium, ſo erhielt ſich doch auf dieſem die nationale Rechtsgewohnheit und die Freiheit der Perſon, was werthvoller iſt, als alle papiernen Verfaſſungen und Garantien. Dagegen trat den Frieſen, wie das recht iſt, die Perſon des Oberherrn in den Hintergrund, und der beſte Fürſt war,

wer für die wenigſten Steuern die größte Sicherheit zur Erhaltung jener nationalen Einrichtungen gab. Es iſt oben erzählt, daß König Abel durch unberechtigte Geldforderung die Frieſen zu einmüthigem Widerſtand reizte; jene aber war nur die Veranlaſſung, und Abel hatte wohl mehr im Sinn, als bloß die vorenthaltenen Steuern einzutreiben. Bei dieſer Gelegenheit wird unter den verſammelten Harden die Erinnerung ihrer alten vererbten Rechte neu; was ſie ſchützen wollen, war nicht bloß ein natürliches, ſondern ein hiſtoriſches Recht.

Nämlich es ſoll aus der Zeit Karls des Großen eine alte, zu Rom im Jahre 802 ausgeſtellte Urkunde erhalten ſein, auf die ſich bei jener Gelegenheit unſere Nordfrieſen berufen. Heimreich, der dieſelbe mittheilt, erwähnt, daß in Folge ihrer nicht allein das Volk ſelbſt ſich „ela fria Freſena", edle freie Frieſen, genannt habe, ſondern daß dieſe von den Schriftſtellern des Kaiſers als „Vrye" bezeichnet worden ſind. Die in dieſer Urkunde enthaltenen kaiſerlichen Privilegien haben die Frieſen „hernach allewege feſte gehalten, daß ſie ſich auch eher „hätten tödten laſſen, als ſie ſich derſelben hätten begeben. „Daher das Sprichwort bei ihnen iſt entſtanden: Friso pro „libertate mortem appetit; lieber todt als unfrei." Nachdem in jenem Freiheitsbriefe die großen Dienſte erwähnt ſind, welche die Frieſen dem heiligen Römiſchen Reich, deſſen Kaiſer, wie dem Statthalter Chriſti geleiſtet, wird ihnen für jetzt und immer jede Schatzung erlaſſen; ſie werden „zu ewigen Tagen" aller Dienſtbarkeit gänzlich enthoben; ſie ſollen keinen Herrſcher über ſich anerkennen, als den ſie ſelbſt eingeſetzt; ihre Richter ſollen ſie ſelbſt wählen; wer ſich in den Kriegsdienſt begeben will, ſoll zum Ritter geſchlagen werden und die Krone des Reiches im Wappen führen; die Reichen aber, die nicht in den Krieg ziehen wollen, ſollen zum Zeichen ihrer Freiheit das Haar bis über die Ohren rund beſchneiden und einen

Wappenrock tragen mit Golde beſtickt. Wer da wagen würde, ihre Freiheit anzutaſten, der ſoll in des Reiches Acht und in der Kirche Bann gethan werden. Was Alles mit einem goldenen Siegel und durch die Unterſchrift der deutſchen Fürſten bezeugt und bekräftigt wird.

Die Aechtheit dieſer Urkunde iſt allerdings von den Hiſtorikern in Zweifel gezogen, und das mit gutem Grunde; aber darauf kommt es nicht an, ſondern vielmehr, daß zu gelegener Zeit das Bewußtſein dieſer verbrieften Freiheit erwacht, und der Glaube an ihr hiſtoriſches Recht mächtig wird. So geſchah es, wie erwähnt, bei der Rüſtung gegen Abel. Wir werden hier an das roſtige Schwert Caroli Magni erinnert, auf das in dem ſchönen Romane Immermanns der weſtphäliſche Bauer ſeine und ſeiner Genoſſen freie Gerichtsbarkeit gründet, jene heilige, vor den Augen Uneingeweihter ſorgſam verborgene, faſt kindiſche und in ihrer Wirkung doch ſo furchtbare Heimlichkeit.

Nun iſt kein Zweifel, daß, wenn auch die pergamentene Urkunde unächt iſt, wie jenes roſtige Schwert, doch ihr Inhalt einigermaßen Wirklichkeit hatte. Der Eintheilung Nordfrieslands in Harden iſt bereits Erwähnung geſchehen. Eine jede hatte ihre frei gewählten Hauptleute und Fahnenträger, wie ihre eigene Fahne und ihr Siegel; Schiffe und Brücken, auch ein Pflug, bilden die Symbole. Mit dem Chriſtenthum kommen Heilige in die Wappen, wie z. B. das Siegel der Oſter- und Weſterharde Föhrs ſolche zeigt; die Eintheilung der Harden in Viertel mußte der in Kirchſpiele weichen; das Kirchſpiel aber zerfiel wieder in einzelne Bauerſchaften, zu deren jeder mehre Bauergelagen oder Bauerlagen gehörten. Die Harde erwählte ſich als verwaltende und richtende Behörde einen Rath, der aus zwölf angeſeſſenen Männern beſtand, und der in alter Zeit jährlich erneuert ward. Aeltermänner ſtan-

den den Kirchſpielen vor, und die Bauerſchaften des Kirchſpiels wurden durch gewählte Sechs- oder Achtmänner verwaltet. Die Angeſeſſenen, die ihre Güter wie ihre Waffen auf ihre Söhne vererbten, nannten ſich in feierlicher Rede „Adeliike Boiine", d. h. adelige Bauern, denn Bauer war ein Edelname; aber vor dem Rechte ſtand der Knecht dem Herrn gleich. Wenn nun die ganze Harde ſich zu Beſchluß oder Gericht verſammeln ſollte, ſo wurden Feuerbaken, d. h. Feuer auf Thürmen oder erhöhten Orten, angezündet; die Bewohner eines Kirchſpiels aber wurden durch Glockengeläute berufen. Verlangten die Acht- oder Sechsmänner eine Verſammlung der Bauerſchaft, ſo ſandten ſie den „Buerſtock" umher. Das war ein kleiner gedrechſelter Stab, den der Vogt ſeinem nächſten Nachbarn mit mündlichem Beſcheid über den Zweck der Verſammlung überreichte, und den dieſer nicht aus den Händen legen, ſondern augenblicklich ſelbſt weiter tragen mußte.

Auf dem „Buermansweg", der großen Heerſtraße, kamen die Eingeſeſſenen der Harde zuſammen, die kleinern Gemeinden aber auf dem Kirchhof, oder in heidniſcher Zeit auf den Grabhügeln der Vorfahren. Frieden und Beſcheidenheit war hier ſtreng geboten, und jedes Scheltwort ward geahndet. Stehend hörten die Richter die Parteien an und vereinten ſich auf der Stelle zum Urtheil. Sich dabei auf „frahmer Lüde Seggent", auf die Tradition des Rechtes berufend, entſchieden ſie „bei Mannſchaft und Ehre". Urtheile und Verträge, Beſchlüſſe und Geſetze wurden ſogleich mündlich bekannt gemacht; Nichts wurde aufgeſchrieben, aber bei jedesmaliger Verſammlung wurden „Hörige" ernannt, mit der Verpflichtung, von dem Urtheil und Beſchluß ſpäter Zeugniß abzulegen.

Clement erzählt, daß die Sünde wider das geſammte Volk mit dem Tode gebüßt ward, daß aber Todtſchlag, als das Verbrechen nicht gegen die Geſammtheit, ſondern gegen den

Einzelnen, mit Geld zu ſühnen war. Ueber den entflohenen Todtſchläger wurde bei der Beerdigung des Gemordeten der Bann ausgeſprochen. Drei Mal ſchlug der nächſte Anverwandte mit dem Schwert auf den Sarg, und drei Mal erſcholl der Ruf: Wrak! d. h. Rache, nach heilig gehaltenem, überliefertem Geſetz. Dadurch waren alle Angehörigen des Erſchlagenen verpflichtet, an dem Mörder Rache zu nehmen, dem Todten aber war ſo Ruhe im Grabe geſichert. Da nun in der guten alten Zeit fröhliche Zuſammenkünfte aller Art häufig mit Schlägerei und Todtſchlag endeten, und in Folge deſſen die zur Rache Verpflichteten die ganze Familie des Mörders verfolgten und auszurotten trachteten, iſt ſchon frühe die That durch vierzig Pfund engliſch geſühnt worden, welche der Mörder, oder, wenn er flüchtig war, deſſen Familie zu zahlen und womit ſie den Schuldigen von der rechtlichen Verfolgung auszulöſen hatte. Dieſe Art der Sühne wurde in den gerühmten Jahrhunderten des geltenden frieſiſchen Nationalrechts durch die Maxime begründet: „Wer da Fäuſte „hat, mag ſchlagen, und wer da Geld und Gut hat, ſoll be„zahlen.“ Stellte der des Todtſchlags Angeklagte dieſen in Abrede, ſo entſchied über Schuld oder Unſchuld das Gottesurtheil des Loſes, des ſiedenden Waſſers, des glühenden Eiſens oder des Zweikampfes. Jedoch nicht bloß die Sünde wider die Gemeinſchaft, der Verrath, ſondern auch der Diebſtahl wurde mit dem Tode beſtraft, ſodaß, wer mehr als einen Schilling engliſch ſtahl, den Galgen verwirkt hatte; war aber der Werth des Geſtohlenen geringer, ſo kam er mit einem Ohr davon. Im Uebrigen enthielt das mündlich fortgepflanzte Recht Beſtimmungen über die Vormundſchaft, über Theilung der hinterlaſſenen Güter unter die Erben, über die Heiligkeit der Ackergrenzen u. dgl. m.

Sei es nun, daß man fürchtete, es werde das Gedächtniß

für das mündlich überlieferte Recht allmählig ſchwächer werden, oder ſei es, daß man glaubte, aufgezeichnet und fürſtlich garantirt komme es ſicherer auf die Nachwelt, genug, als im Jahre 1426 Herzog Heinrich die Außenlandsfrieſen zur Heeresfolge gegen Dänemark aufforderte, erklärten dieſelben, dieſe nur unter der Bedingung leiſten zu wollen, wenn ihnen vorher die Erhaltung ihrer Rechte zugeſichert worden ſei. Dies gab die Veranlaſſung, dieſelben aufzuzeichnen, und das in den eiderſtedtiſchen Dreilanden auf dieſe Weiſe zu Papier gebrachte Recht erhielt den Namen „Eiderſtedtiſche Krone der rechten Wahrheit". Geſondert von jenen verſammelten ſich die Vertreter der Siebenharden in der St. Nikolaikirche auf Föhr. Durch einen Abgeſandten ſchlug ihnen der Herzog Verbeſſerung und Vermehrung ihres Landrechts vor, ſie aber proteſtirten gegen jede Neuerung, und die gemeinſchaftliche Erinnerung wurde ſomit unverändert in der ſogenannten Siebenhardenbeliebung niedergeſchrieben. Bei Erzählung dieſer denkwürdigen Begebenheit ruft Clement aus: „In dieſer Nationalver„ſammlung herrſchte ein anderer Geiſt als jetzt auf Föhr; „o, wie ſeid ihr von euren Vätern abgewichen!"

Weder die Aufzeichnung auf Papier, noch die fürſtliche Garantie, die damals und zu wiederholten Malen ſpäter gegeben wurde, haben den frieſiſchen Nationalgeiſt, ſoweit ſich derſelbe im Rechte Geſtalt gab, vor dem Schickſal alles Entſtehenden ſchützen können. Jedoch noch in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts finden wir die meiſten der alten Rechtsgewohnheiten, wenn auch im Einzelnen verändert, in voller Kraft beſtehen, unter erneuerter fürſtlicher Beſtätigung. Als z. B. um dieſe Zeit der Sohn eines wohlhabenden Landmanns im Nordſtrande eines Todtſchlags wegen verfolgt ward, ward es dem Vater möglich, ihn nach geſchehener Sühne wieder ins Land zu rufen. Und wie nun der beglückte Alte über

die Mühen und Koſten klagt, die ihm der Sohn verurſachte, durchbohrt dieſer ihn mit ſeinem Dolche. Der Mann ſeiner Schweſter nimmt auf der Stelle blutige Rache an dem unnatürlichen Sohne, und kein Geſetz, keine Obrigkeit verlangt deßhalb Rechenſchaft. Die ſonſt beim Sarge ausgerufene Rache war hier auf der Stelle vollzogen, und der Gerechtigkeit war nach uralter Auffaſſung Genüge geſchehen. Ja, noch hundert Jahre ſpäter iſt der Chroniſt Heimreich mehrmals zugegen geweſen, wenn auf Föhr über den Todtſchläger am Grabe des Erſchlagenen der Bann geſprochen iſt. Wenn nun die Landesherren die alten Rechte confirmirten, ſo geſchah das ſeit des erſten Oldenburgers Zeiten nur noch mit der Bedingung, daß ſie ſich Aenderungen und Verbeſſerungen vorbehielten. Durch gütliche Verhandlungen ging Vieles verloren, das Meiſte ſchwemmte das Waſſer hinweg, und als die Männer der zerbröckelten Harden auf fremden Handelsſchiffen Dienſte nahmen, fehlte es der Heimath an Hütern ihrer alten Sitten, Rechte und Geſetze. Daß die letztern, die dem Eigenthum eine ſo ſtarke Garantie und dem Leben eine ſo geringe gewährten, nicht bis in die Gegenwart gerettet ſind, iſt mit Rückſicht allein auf ihren Inhalt nicht zu beklagen, denn dem jetzigen moraliſchen Bewußtſein widerſtreitet das Meiſte. Wer aber den nordfrieſiſchen Hardenbewohnern daraus einen Vorwurf machen will, daß nicht mehr, wie ehedem, aus der Sitte und dem Bewußtſein des Volkes heraus das Recht ſich national geſtaltet, der legt dem Menſchen zur Laſt, was die Natur verſchuldete. Durch ſie wird der Zuſammenhang der Harden gewaltſam aufgelöſt; einige derſelben verſchwinden gänzlich, andere trennen ſich durch einen hohen Haffdeich von den übrigen, und indem ſie ſich ans ſichere Feſtland lehnen, kommt ihnen unvermerkt, wie allen Culturvölkern der neuern Zeit, ihr altes Recht und die heimiſche Sitte abhanden; in die dem

Meere wieder abgewonnenen Diſtricte ziehen Fremde ein; die frieſiſche Sprache muß auf Nordſtrand, Pellworm und auch in Eiderſtedt der plattdeutſchen weichen; das einſt lebendige Bewußtſein der nationalen Zuſammengehörigkeit wird matt und matter, da Alles auseinander geriſſen iſt; die frieſiſchen Seefahrer laſſen ſogar ihre heimiſchen Namen zurück und geben ſich fremde auf fremden Schiffen; nicht als Frieſen gelten ſie mehr, ſondern als Holſteiner oder Dänen, als Sylter, Föhringer oder Halligleute; die Bewohner Sylts, Föhrs und Amrums nennen die der Halligen noch Fresken oder Frieſen, ſich ſelbſt aber nur nach ihren Inſeln. Clement ſagt: „Das Volk trat wie ein Schiffbrüchiger über die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts.“ Hier iſt nichts Anderes als der allgemeine Naturlauf, das Geſetz der Vergänglichkeit, das ſich an Nationen ſo unerbittlich als an Individuen beweiſt; und ebenſo ſehr wie zur Klage iſt hier Grund zur Verwunderung, da unter ſo ungünſtigen Naturverhältniſſen eine nationale Individualität ſich ſo lange Zeit erhalten konnte. Es verdienen die Frieſen den Ruhm, den ihre Hiſtoriker ihnen ertheilen: „ſie haben in wahrhaft merkwürdiger Hartnäckigkeit an ihren alten Gewohnheiten und Satzungen feſtgehalten.“

Daſſelbe iſt auch auf einem andern Gebiete, nämlich dem des religiöſen Glaubens und der religiöſen Sitte klar zu erkennen; doch habe ich nicht gefunden, daß man es hier den Frieſen zur Ehre angerechnet hat. Vielleicht haben die heidniſchen Götter bei keiner Nation ſo viel Treue gefunden, als bei jenen, und vielleicht hat keine dem aus der Fremde gekommenen Chriſtenthum einen ſo lange dauernden Widerſtand entgegengeſetzt. Abgeſehen von dem Antheil, den hieran der Volkscharacter hat, iſt dies der nationalen Bedeutung zuzuſchreiben, welche der Cultus des Heidenthums hatte, der jähr-

lich zwei Mal die weithin wohnenden frieſiſchen Stämme zu feierlichen Opfern auf Helgoland vereinte. Man mußte fühlen, daß mit dem Untergang dieſer ein ſtarkes nationales Band zerreißen würde. Obgleich nun die Chroniſten ſchon im ſechsten Jahrhundert die Predigt des Evangeliums unter den Frieſen beginnen laſſen, ſo erzählen ſie deſſenungeachtet, daß ſich bis gegen die Zeit der Reformation unter den Nordfrieſen heidniſche Ueberreſte erhalten haben — eine merkwürdige Erſcheinung. Die nationale Treue ſpricht ſich in der bekannten Anekdote vom König Radbod aus. Dieſer Fürſt, unter deſſen Herrſchaft zu Anfang des achten Jahrhunderts die Frieſen ein einigermaßen politiſch einiges Reich ausmachten, hatte die chriſtlichen Miſſionare, da ſie es wagten, an die Tempel der Götter Hand zu legen, theils getödtet, theils verjagt. Dennoch entſchloß er ſich einige Jahre ſpäter zur Uebernahme des chriſtlichen Glaubens. „Indeme nun", ſo erzählt Dankwerth, „die Taufe eben ſollte verrichtet werden, habe er den Biſchof „gefraget, wohin doch ſeine Vorältern gefahren wären, in „den Himmel oder in die Hölle. Als nun der heilige Wolfra„mus fertig antwortete, zu beſorgen, ſie als Ungläubige wä„ren in der Hölle, da habe der König den Fuß geſchwinde „wiederumb aus dem Waſſer gezogen und geſprochen: Ei, ſo „will ich lieber mit meinen Vorfahren, die tapfre und an„ſehnliche Leute geweſen, in der Hölleu umbgehen, als mit „den armſeligen Chriſten und den kahlen Mönchen in dem „Himmel. Hat alſo die Taufe nicht wollen annehmen, derer „ihn auch Gott nach der Zeit nicht gewürdigt, denn er un„lange darnach gehlinges Todes geſtorben." Ja, die von den Sendboten verrichteten Wunder haben ſtatt des erwarteten den entgegengeſetzten Erfolg gehabt. Obgleich der heilige Bonifacius einem Bauer das Brot, das ihm dieſer verweigert, in einen Stein verwandelt, findet er dennoch unter den Frie-

ſen einen gewaltſamen Tod. So hat auch Anſcharius in Eiderſtedt und Nordſtrand mit heiligem Eifer nichts ausgerichtet, obgleich er, um die Entweihung des Sabbaths, will ſagen des Sonntags, zu ſtrafen, das an dieſem Tage geſammelte Heu mit Feuer angezündet hat, das auf ſein Gebot vom Himmel fiel. Selbſt die Wunderwerke des ſchleswigſchen Biſchofs Poppo, der nach der Meinung Einiger von Geburt ein Nordſtander war, und dem Dänemark in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts das Chriſtenthum verdankte, ſcheinen in Nordfriesland nur geringen Eindruck hervorgebracht zu haben. Und doch trug dieſer, um die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens zu erhärten, ein großes glühendes Eiſen, natürlich ohne ſich die Finger zu verletzen; ja einen mit Wachs getränkten Rock, den er über den bloßen Leib gezogen hatte, verbrannte er vor allem Volk zu Aſche und blieb doch unverſehrt. Ohne zu bedenken, daß das eine Mirakel gerade ſo leicht oder ſo ſchwer zu glauben iſt als das andere, erlaubt ſich Dankwerth hier die Bemerkung: „Wir ſtellen das letzte „Wunder an ſeinen Ort und laſſen es bei dem erſten be„wenden.“ Nachdem nun Heimreich die mehrhundertjährigen Mühen und Thaten einer ganzen Reihe von Apoſteln erzählt hat, bemerkt er, daß den Frieſen das Chriſtenthum „durch das Schwert gleichſam aufgedrungen ſei“; was jedoch auch anderswo geſchehen iſt. Dankwerth ſetzt die Erbauung der erſten chriſtlichen Kirche der Spadenlande in das Jahr 1103, und äußert bei der Gelegenheit: „Es hat das Anſehen, daß „dieſe Marſchleute etwas langſamer als die auf der Geeſt von „den heidniſchen Götzendienſten zu dem wahren lebendigen „Gott ſein bekehret worden.“ Ja, in den nordweſtlichen, dem Meere zunächſt gelegenen Harden bauten Engländer erſt ſpäter im zwölften Jahrhundert die erſten chriſtlichen Kirchen. Mit welchen Augen die dortigen Frieſen dieſen religiöſen Fort-

ſchritt betrachtet haben mögen, characteriſirt eine Anekdote, die wir Hans Kielholt verdanken: „Mir däucht", ſchreibt dieſer, „daß die meiſten Verwüſtungen dieſer Länder in Folge des „vorigen heidniſchen Glaubens, von welchem Etliche nicht „haben laſſen wollen, hereingebrochen ſind. Denn als ich „noch auf dem Lande bei meinem Vater war, und ein kunſt„reicher Maler in unſerer Kirche die Geſchichte der Apoſtel „und anderer Märtyrer malte, damit man dieſelben ehre und „anbete, hat ein alter Mann, der ein Heide geweſen, dabei „geſtanden und dem zugeſehen. Derſelbe hat ſein eigenes Meſſer „herausgenommen und ſich ſelbſt über die Kehle geſchnitten, „weil er ſich mit dem neuen Glauben nicht belaſten wollte." Wir würden ſagen, weil er den ſichern Untergang des nationalen Lebens, da wo es am tiefſten wurzelt, nicht hat miterleben können.

Zum Theil erklärt die den Frieſen eigenthümliche, ſtarke Anhänglichkeit an vererbte Sitten, daß ſelbſt nach der allgemein durchgeführten Bekehrung der Uthlande heidniſches Weſen ſich dort erhielt, zum Theil erklären dies die furchtbaren Naturereigniſſe, die dem Dienſte der Götter ebenſo günſtig waren, wie ungünſtig der Erhaltung alter Rechte. Nur daheim und am Tage galt die Kirche mit ihren Sacramenten; draußen auf den Watten und auf den Schiffen, ſowie in der Nacht, dauerten die altreligiöſen Opfer, Tänze und Mahlzeiten fort, dem Sprichwort gemäß: „Die Nacht iſt unſere eigene!" Und es ſcheint alſo, daß das Chriſtenthum lange Zeit in mehr officieller Bedeutung ſich zum heidniſchen Cultus etwa verhielt, wie die aus politiſchen Rückſichten eingegangene Ehe eines Fürſten zur morganatiſchen. Nach einer verheerenden Fluth, wenn die Kirchen weggeſchwemmt und deren Prieſter ertränkt waren, ſtand das alte Heidenthum jedesmal wieder in Blüthe; ungehindert waltete abermals eine Zeitlang die im Herzen ge-

gründete nationale Sitte, und eine neue Bekehrung ward nothwendig.

Das Chriſtenthum, ohne nationale Sympathien, macht die Menſchen zu Kosmopoliten; unſere Frieſen aber, die in alter Zeit noch nicht auf Handelsſchiffen in fremde Länder kamen, hingen feſt an ihrem heimiſchen Grund und Boden und achteten die auf demſelben entſproſſene Blüthe des heidniſchen Cultus höher als das aus einer fremden Welt ſtammende Evangelium. Dazu, für eine ſinnig poetiſche Myſtik, wie ſie das katholiſche Chriſtenthum enthält und pflegt, fehlt den Frieſen alle Empfänglichkeit. Der nüchterne Verſtand waltet bei ihnen vor, oft in überraſchender Schärfe, weßhalb die metaphyſiſchen Geheimniſſe der Religion ihnen verſchloſſen bleiben. Da aber durch die Myſtik die Prieſter Ehrfurcht und Herrſchaft erwerben, ſo fehlte in Nordfriesland der Prieſterherrſchaft das nothwendige Fundament. Michelſen iſt der Meinung, daß ſich aus dem in Norwegen geltenden, alten Kirchenrecht zum wenigſten auf die Abhängigkeit der Prieſter von den freien Bauergemeinden Nordfrieslands ſchließen laſſe. Jenem gemäß durfte ſich z. B. der Geiſtliche, ohne ſein heiliges Geräthe bei ſich zu führen, nicht weiter von der Kirche entfernen, als wo die Glocken derſelben gehört werden konnten; er durfte ohne Erlaubniß der Hardesmänner die Harde nicht verlaſſen, als nur zu Kirchenverſammlungen; über kein kirchliches Verbrechen konnten die Biſchöfe entſcheiden, wenn daſſelbe nicht vorher vor dem Gericht der Harde verhandelt worden war. Daß die ſonſt überall entrichteten Zehnten in Nordfriesland ebenſo wenig als von den ſüdlichen Frieſen geliefert wurden, iſt „urkundlich hiſtoriſche Wahrheit". Freilich hat ein ſchleswigſcher Biſchof auf die Verweigerung der Zehnten den Kirchenbann geſetzt, für die Bereitwilligkeit zu denſelben aber „Frieden in Chriſto" verkünden laſſen, wie das billig

iſt; jedoch ſcheinen die Frieſen den Bann wenig gefürchtet, jenen Frieden aber unabhängig vom Biſchof geachtet zu haben. Es galt auch hier, „daß den Eingeſeſſenen wider ihren Willen kein Huhn vom Biſchof könne abgepreßt werden". Auf Helgoland, in Huſum und Tondern ſind freilich Klöſter erbaut, aber in den Außenlanden weiß man von ſolchen Nichts. Die zahlreichen Mönchsorden des Mittelalters hatten hier nur eine bedeutungsloſe Schattenexiſtenz. Allerdings beſtand z. B. im Nordſtrande ein Kaland oder eine Brüderſchaft „der ſeligen Jungfrawen Maria," in welche Geiſtliche und Laien aufgenommen wurden; aber die Statuten dieſes Kalandes enthalten von myſtiſcher Asketik Nichts; dagegen beſtimmen ſie das Eintrittsgeld, z. B. 4 Schill. lübiſch für einen Geiſtlichen, verheißen Hülfe bei Feuersbrünſten und bei Krankheiten geiſtlichen Zuſpruch „bis in die volle Woche"; ſetzen feſt, was bei den Kalandsmahlzeiten gegeſſen werden, wie nach genoſſenem Ochſenfleiſch, Schaffleiſch, Brei mit Safran, Braten, Butter und Käſe die Seelenmeſſen abgehalten werden ſollen, und was dergleichen geiſtliche Angelegenheiten mehr ſind. Da alſo der Katholicismus in Nordfriesland ſo ſchwache Wurzeln ſchlug, ſo iſt es begreiflich, daß faſt ohne Widerſtand durch Regierungsmaßregeln die Reformation durchgeführt werden konnte. Man ſah ruhig zu, wie die Glocken bis auf wenige von den Thürmen genommen und nach Huſum gebracht wurden, man ließ ohne Widerrede die ſilbernen und goldenen Geräthe wegführen, oder verkaufte dergleichen ſelbſt zum allgemeinen Beſten. Ja, dies Verfahren der Regierung fand ſogar bei Privaten Nachahmung, wie z. B. in einem Kirchenbuche von einem gewiſſen Grote Joen Hanſen bemerkt iſt, daß er das der Kirche vermachte Gut „mutata religione" wieder zu ſich genommen habe.

Dem Character und dem vorwiegenden Verſtande der Nord-

frieſen gemäß entſpringt ihre Religion nicht ſo ſehr aus einem metaphyſiſchen Bedürfniß, ſondern iſt weit mehr eine Anwendung des Sprichwortes: „Noth lehrt beten.“ In ein trauriges, unvermeidliches Schickſal ſich fügen, hat hier ja faſt Jeder zu lernen Gelegenheit gehabt, weßhalb der Glaube an eine bewußte Weltregierung und deren verborgene Abſichten, weil dieſen hier das praktiſche Leben braucht, mehr gilt, als irgend ein anderes Dogma. Wie durch das alltägliche Leben die Religion und ihr Cultus geregelt und beſtimmt wird, ſieht man unter Anderm an der alten Sitte, dergemäß die heimgekehrten Schiffer von der Kanzel für ihre glücklich überſtandene Reiſe danken laſſen, was jedoch in neuerer Zeit in Vergeſſenheit geräth. Zu einem eigenen feierlichen Act gab früher auch der erſte Kirchgang einer Wöchnerin Veranlaſſung. Dieſelbe ſtand mit ihrer nächſten Anverwandten zu Anfang des Gottesdienſtes abſeits in der Sacriſtei; nachdem der Prediger ihnen Beiden die Hände gereicht hat, „predigt er über die Gnade Gottes an der Wöchnerin, d. h. ſie wird eingeleſen“; und nach beendigtem Gottesdienſt gehen die Beiden zum Altar und opfern während des Geſanges dem Prediger. So iſt, wie Alles, auch die Religion der Frieſen praktiſch und verſtändig; und einen wie großen Antheil an ihrer Pflege die vielfache Noth des Lebens hat, iſt in dem alten Sprichwort ausgedrückt:

„Hadden de Frieſen mich argen Diek,
ſo quam ehrer kener int Himmelriik.“

Der myſtiſche Zug in der Religion, die ſchwärmeriſche Hingabe des Lebens und der Welt an eine phantaſiereiche Ordnung überſinnlicher Dinge äußert ſich in dem Verhältniß der Geſchlechter als ritterliche Romantik. Ein Troubadour auf den frieſiſchen Deichen wäre zu jeder Zeit ein Don Qui-

rote geweſen. Aber die ehrenfeſte Treue gegen heimathliche Sitten und Rechte, wie gegen die entthronten Götter finden wir hier in dem Verhältniß des Mannes zum Weibe wieder anſtatt der romantiſchen Ueberſchwänglichkeit. Dieſe einfach natürliche Treue ohne alle Reflexion wird characteriſirt durch das Verfahren eines Knechtes auf dem frieſiſchen Bauerhof Bombell, das ich der Chronik Hanſens nacherzähle. Der Knecht, mit Namen Nis Ipſen, war mit einer Magd auf demſelben Hofe verlobt, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Schweden daſelbſt ins Quartier gelegt wurden. Ein Offizier ſtellte dem Mädchen nach, und Nis Ipſen, der darüber zukam, erſtach denſelben. Er mußte landesflüchtig werden, ging in Amſterdam auf einen Oſtindienfahrer und trat ſpäter in die Dienſte der Generalſtaaten, wo er eine ſo glänzende Carrière machte, daß er endlich zum Admiral ernannt ward. Als ſolcher legte er ſeinen Namen ab und nannte ſich nach dem Hofe, wo er gedient hatte, Nis de Bombell. Nunmehr zu Reichthum, Ehre und Ruhe gekommen, ſchrieb er ſeiner Braut folgenden Brief: „Aan myn Greethje. As du noch „van der Geſynning biſt, t'welk du weirſt, do ick mit dy „daglick op Bombell dente: ſo kam to my na der Haag un „werr myn Frow. Ick bin tegenwordig Hollandiſche Admi„ral. Nis de Bombell, vormalen Nis Ipſen, dyn getruwe „Brydigam.“ Alſo auch hier Stoff zu einer Dorfgeſchichte, und was für einer!

Die Prediger der Außenlande ſtanden in früherer Zeit bei Conflicten des Volkes mit der Regierung faſt immer auf Seiten der letztern; einmüthig betrachten ſie die verderblichen Fluthen als wohlverdiente göttliche Strafgerichte; über die Gottloſigkeit, Rohheit und Frechheit ihrer Pfarrkinder hat mehr als einer von ihnen ein gravirendes Zeugniß ausgeſtellt; nur an dem Verhältniß der Ehegatten zueinander

haben ſie keinen Makel finden können. So rühmt im ſiebzehnten Jahrhundert ein Prediger von ſeiner Gemeinde, daß daſelbſt in funfzig Jahren keine Uebertretung des ſechsten Gebotes vorgekommen ſei; ein anderer aus ſpäterer Zeit ſagt von den Frauen: „Anbey ſind ſie ihren Männern ſo getreu, daß man auch in einem halben Säculo von keinem Ehebruch gehöret.“ Eine uralte heidniſche Sitte hat ſich unter den Frieſen bis ins ſiebzehnte Jahrhundert erhalten. Wenn der Bräutigam die Braut in ſein Haus einführt, ſo macht der Zug vor demſelben Halt; der Mann zieht ſein Schwert von der Seite, ſteckt es über die Thür und trinkt der jungen Frau zu; ſie aber geht darauf unter das bloße Schwert und über die Schwelle, zum Zeichen, daß der Mann das Recht hat ſie zu tödten, wenn ſie den Bund der Ehe brechen ſollte. Das alte Geſetz, das über den Ehebruch, ſei es des Mannes oder des Weibes, Todesſtrafe verhängt, wurde noch zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts erneuert. Sehr beredt ſpricht für die Heilighaltung der Ehe die alte, in den Außenlanden herrſchende Abneigung, mit einer Wittwe eine Ehe einzugehen, welche Abneigung zur allgemeinen Sitte ward, bis Arbeiter aus Jütland, die im vorigen Jahrhundert häufig dorthin kamen und ſich dort anſiedelten, dieſelbe außer Gebrauch ſetzten. Die Thatſache, daß die Frieſen auch in katholiſcher Zeit keine unverheiratheten Prieſter unter ſich dulden wollten, iſt ebenſo ein Zeugniß für ihre Achtung vor dem Ehebündniß, wie ſie zugleich einen für die alleinſeligmachende Kirche bedenklichen Humor enthält.

Das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen wird gewöhnlich als ein Thermometer der Sittlichkeit betrachtet, wonach dieſes z. B. in München und dem Kirchenſtaat auf dem Gefrierpunkt ſteht. Auf Sylt und der Halligen beträgt nach des dort wohlbekannten Chroniſten Hanſen Angabe

die Zahl der unehelichen Geburten nur kaum zwei Procent von ſämmtlichen. Unſere Chroniken berichten aus alter Zeit, daß Väter ihren Töchtern, die ſich vergangen hatten, einen Stein an den Hals banden, ſie hinter den Deich führten und daſelbſt ertränkten. Jetzt brüſten ſich im civiliſirten Europa die jungen Leute mit ihrem leichtfertigen Lebenswandel und übertreiben gar gegen ihre Altersgenoſſen die Heldenthaten ihrer Zügelloſigkeit. In Nordfriesland war einſt der Verdacht eines leichtſinnigen Lebenswandels nicht ohne Gefahr; die jungen Leute übten ſcharfe Controle und nahmen das Gericht ſelbſt in die Hand; vermummt lauerten ſie dem Sünder auf ſeinem heimlichen, nächtlichen Wege auf, führten ihn gewaltſam über Feld und ließen ihn hart am Rande einer tiefen Waſſergrube oder eines geöffneten Grabes ſtehen, eine Drohung, die, wenn ſie nicht fruchtete, ſpäter ausgeführt ward. Alles dies ſtellt die moraliſche Bedeutung einer alten Sitte ins rechte Licht, die unter dem Namen des Fenſterns bekannt iſt. Die jungen Burſche ſtatteten in der Nacht den Mädchen ihres Dorfes oder der Nachbarsdörfer Beſuche ab, wobei ſie ſich des Fenſters ſtatt der Thür bedienten. Der junge Mann ſetzte ſich neben das Bette des Mädchens, und wenn er eine Weile mit ihr geplaudert hatte, machte er einen andern Beſuch. Wurde es aber bekannt, daß ein Mädchen wiederholte Beſuche von einem und demſelben empfing, ſo kam ſie in den Ruf, dem ſich anderswo eine junge Balldame ausſetzt, die einen ganzen Abend von einem und demſelben Herrn zum Tanze aufgefordert wird, und man erwartete eine Verlobung. So wurden die meiſten Ehen geſtiftet. Aber jetzt iſt auch dieſe Sitte außer Gebrauch gekommen; die Polizei ſoll ſich darein gemiſcht haben. Hat ſie es gethan, um die Sittlichkeit zu befördern, ſo hat ſie, wie gewöhnlich bei dergleichen ihr unbeikommenden Zwecken, das Ziel verfehlt. Denn

das Fenſtern hat vielleicht aufgehört, und das Thermometer der Sittlichkeit ſoll um ein Kleines im Sinken begriffen ſein. Der Prediger der Gemeinde auf Föhr, zu der Wyk gehört, zählt in letzter Zeit unter hundert Geburten ſieben bis acht uneheliche. Es ſcheint, daß die alte Sitte in ſich ſelbſt eine beſſere Garantie getragen hat, als äußerliche Geſetze zu geben vermögen.

Die ehrenhafte Zuverläſſigkeit und Treue, die uns in dem Verhältniß der Frieſen zu ihren altnationalen Sitten, Rechten und Göttern, wie in dem perſönlichen Verhältniß der Geſchlechter vortheilhaft entgegengetreten iſt, zeigt ſich dem Lande gegenüber, das dieſe Menſchen bewohnen, und in der Arbeit, der ſie ſich unterziehen müſſen, als Ausdauer und Geduld. Heimreich bemerkt ſehr richtig, „daß die Einwohner dieſer Oerter wenig gefunden oder geſchenkt bekommen"; und wenn, wie einige Philoſophen behaupten, das Recht des Menſchen auf den Grund und Boden allein durch die Bearbeitung deſſelben zu begründen iſt, ſo iſt das Recht unſerer Frieſen an dem ihrigen doppelt und dreifach. Denn ehe hier die Erde durch den Pflug aufgeriſſen werden konnte, mußten mit unſäglicher Mühe Deiche aufgeführt, und die weggeſchwemmten abermals und abermals aufgeführt werden. An der Art und Weiſe, die Deiche zu bauen, an ihrer Höhe, Breite und Ausdehnung, hat man einen räumlichen Maßſtab für die in unſern Gegenden herrſchende Cultur. Solange die Bewohner derſelben, wie zu des Plinius Zeiten, auf Erdhügeln wohnten, die das überſtrömende Meer ab und zu in Inſeln verwandelte, konnten ſie, wenn auch ſeßhaft, dem Boden das zum Leben Nöthige nicht abgewinnen, und im höchſten Grade unſicher, von Wind und Fluthen abhängig war ihr Daſein. Darum ziehen die Frieſen der alten Zeit

zur See auf Beute aus, wie ſie z. B. den heidniſchen Dänenkönig Reguar im neunten Jahrhundert auf deſſen Raub- und Zerſtörungszügen nach Britannien und Frankreich begleiten. Als darauf mit dem Chriſtenthum dieſer Erwerbszweig der Könige in übeln Ruf und außer Gebrauch kam, und die Völker auf ihren Grund und Boden angewieſen wurden, brach zu verſchiedenen Malen in unſern unwirthlichen, noch halb dem Meere angehörigen Gegenden Hungersnoth aus und trieb die Nordfrieſen zu ihrem alten Gewerbe zurück. Jedoch mit dem Chriſtenthum konnte daſſelbe unmöglich auf die Dauer beſtehen; deßhalb mußten ſich zugleich mit den Kirchen im Lande ſichere Deiche um daſſelbe erheben, anſtatt der unvollkommenen Sommerdeiche, von denen Saxo Grammaticus erzählt. Es iſt gewiß richtig, daß die Hiſtoriker dieſer Lande den Deich- und Kirchenbau in Zuſammenhang bringen, und nicht zu ſehen iſt, auf welche hiſtoriſche Facten Clement ſeine Behauptung ſtützt, daß mit dem in Friesland einreißenden „Papſtthum" auch die Deiche einriſſen. Der Ackerbau daſelbſt datirt ſich mit dem Kirchen- und Deichbau vom zwölften Jahrhundert. Aber Kirchen ſind leichter als Deiche gebaut, weßhalb Jahrhunderte nöthig waren, in unſern Gegenden die alte Rohheit eines vagirenden Lebens durch die Cultur ſeßhafter Menſchen zu verdrängen. So oft die neu aufgeführten Deiche zum Theil oder ganz weggeſpült werden, flüchten ſich die Frieſen wieder zum Raube aufs Meer, oder gehen zum Strandraub auf die Watten, und dienen, von ihren Kirchen entfernt, zugleich den halbvergeſſenen Göttern. So bilden die Deiche eine zeitliche wie räumliche Grenzlinie zwiſchen Barbarei und Cultur wie zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum.

Wir bewundern an den ägyptiſchen Pyramiden den Fleiß und die Ausdauer des Volkes, das ſie erbaute; aber weil dieſe

angeſtaunten Menſchenwerke Ausgeburten deſpotiſcher Laune ſind, kann uns die darauf verwandte Ausdauer kaum Achtung abgewinnen. Ein ganz anderes Zeugniß von dem Character unſers Volkes, ſeiner Emſigkeit, Thätigkeit und Geduld liefern die um und durch ſein Land gezogenen Schutzmauern. Denn wie breit man auch ihre Baſis, wie wenig geneigt ihre gegen das Meer gekehrte Abdachung anlege, wie feſt man ſie auch mit einem Flechtwerk von Schilf überziehe, man hat keine Garantie, daß ſich dieſe mühſeligen Bauten auf die folgende Generation vererben werden. Häufig genug iſt denn auch jahrelange Arbeit in einer einzigen Fluth hinweggeſpült, und wenn der Schaden ausgebeſſert, das Land wiederum gegen das Meer geſchloſſen war, ſo mußten Abzugskanäle für die eingedrungene ſalze Fluth gegraben, die Aecker und Wieſen gereinigt werden. Allmählig aber wurde doch das Meer gezwungen zurückzuweichen; was einſt Außendeich geweſen war, wurde zum Binnendeich, der nun nach allen Richtungen das Land durchſchnitt. Außen herum aber zog ſich der hohe Haffdeich; er umſchloß das alte Nordſtrand in einer Länge von zehn deutſchen Meilen, während der Deich der Halbinſel Eiderſtädt funfzehn Meilen mißt, und die Binnendeiche daſelbſt kreuz und quer vierzig Meilen gleichkommen.

Dieſelbe Ausdauer, Geduld und Zuverläſſigkeit characteriſirt die Frieſen als Seeleute. Nachdem ſie, abgeſehen von den Bewohnern des Nordſtrandes, Jahrhunderte lang neben ihrem unvollkommenen Ackerbau, deſſen Beſorgung hauptſächlich den Frauen oblag, einen kümmerlichen Lebenserwerb in dem Fiſchfang gefunden hatten, begann in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Periode des immer ſteigenden Wohlſtandes. Denn als um dieſe Zeit Holländer, Engländer, Franzoſen, Dänen und Hamburger ihre Schiffe nach dem nördlichen Eismeer auf den Walfiſchfang und ſpäter auf den

Robbenfang ausſandten, erlangten die Nordfrieſen auf dieſen beſchwerlichen, mit ſo manchen Gefahren verbundenen Jagden ſehr bald einen bedeutenden Ruf und wurden vorzugsweiſe geſucht. Noch in demſelben Jahrhundert nahmen von den frieſiſchen Inſeln drei bis viertauſend Männer an dieſen gewinnreichen Reiſen Theil, als Führer der Schiffe, als Steuerleute und Matroſen, oder als Harpuniere und Speckſchneider. Die erſtern hießen und die wenigen noch übrigen heißen Commandeure, deren z. B. die Inſel Föhr allein zu einer Zeit funfzig bis ſechzig lieferte. Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts wurden fünfundzwanzig engliſche Schiffe mit Commandeuren und Harpunieren von derſelben Inſel beſetzt. Da konnte die Landwirthſchaft nur eine Nebenſache ſein, und das ganze Leben in den nördlichen Theilen der Uthlande mußte ſich ſelbſtverſtändlich nach dieſen jährlichen Reiſen geſtalten. Die Abfahrt im Frühjahr bildete die eine bedeutende Epoche; je nach dem Ziel der Fahrt verließ die männliche Bevölkerung gegen das Ende des Januar, im Februar oder im Anfang des März die Heimath, um entweder in die ſchon angenommenen Stellen einzutreten, oder einen Dienſt zu ſuchen. Die Schiffe, welche ſie in die verſchiedenen Häfen bringen ſollten, lagen bereit, Wochen lang vorher mit allem zur Reiſe Erforderlichen ausgerüſtet; die Mädchen und Frauen, alle Angehörigen und Freunde, Prediger und Beamte gaben ihnen, die von einem Winter in den andern reiſten, zur Abfahrt das Geleite. Auch die durch Jugend und Alter Schwachen fanden Dienſt und Arbeit auf dieſen großartigen Jagdzügen; Greiſe von achtzig und Kinder von zehn Jahren ſah man unter den Scheidenden. Nach fünf bis ſechs Monaten wurden ſie ebenſo von den Zurückgebliebenen in Empfang genommen und gehörten einen Winter wie den andern der Heimath und den Ihrigen. Den erworbenen Verdienſt aber vergeudeten ſie nicht

in den Hafenſtädten, ſondern die Männer brachten ihn ihren Frauen und Kindern, die Kinder ihren ſchwachen Aeltern heim. Es wuchs in dieſer Periode der Wohlſtand ebenſo wie die Volkszahl. Als der Walfiſch- und Robbenfang den frühern Ertrag nicht mehr lieferte, ſuchten und fanden unſere Inſulaner Dienſte auf Kauffartheiſchiffen faſt aller ſchifffahrttreibenden Nationen, und behaupteten dort denſelben Ruhm der Beſonnenheit und Zuverläſſigkeit. Aber indem ſie ſich nun vereinzelt in die verſchiedenen Weltgegenden zerſtreuten, bald auf kürzern, bald auf längern Reiſen von der Heimath abweſend waren, verlor der Erwerbszweig Aller den frühern Character der Gemeinſchaftlichkeit und das nationale Gepräge; die Bande der Heimath wie der Familie wurden lockerer, die Volkszahl verminderte ſich, und auch ein größrer Theil des auf den länger dauernden Reiſen erworbenen Verdienſtes kam den Angehörigen nicht zu Gute. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts geſchah dieſe Umwandlung der Commandeure und Walfiſchjäger in Capitäne und Kauffartheiſchiffer. Um dieſelbe Zeit, als auf die angegebene Weiſe das ungewiſſe Meer unſere Inſulaner auf längere Zeit ihrer Heimath entführte, nahm durch die früher erwähnte Vertheilung des bis dahin gemeinſchaftlichen Acker- und Wieſenlandes die Landwirthſchaft einen bedeutenden Aufſchwung und rief Fremde auf die Inſeln. Aber in der Bearbeitung des Bodens haben die nordfrieſiſchen Inſelbewohner es nicht ſo weit gebracht, als in der Kunſt das Meer zu befahren. Die Leichenſteine auf den Kirchhöfen ſind mit Schiffen geziert, und ehrenvoller erſcheint es bei der Wahl des Berufes noch heute der Jugend, mit dem Kiele das Meer, als mit dem Pfluge das Land zu furchen.

Es iſt vorauszuſetzen, daß wir dieſelbe Grundbeſchaffenheit des nordfrieſiſchen Characters, die ſich in der Anhänglichkeit

an Heimath und heimathliche Institutionen, in Achtung der Familienbande, in Ausdauer beim Kampfe mit einer ungünstigen Natur so lange bewährt hat, in derselben Weise wie bei den Männern, so auch bei den Frauen wiederfinden. Besonders von ihnen rühmt der Chronist Hansen Arbeitsamkeit und Sittsamkeit, Treue und Muth, und wie sie bestrebt sind, alte, ehrwürdige Sitten und Traditionen auf ihre Kinder zu vererben. Jedoch hat auch der durch die Verhältnisse des Lebens anschaulich gemachte Character der friesischen Männer und Frauen seine Kehrseite, wie alles Menschliche.

Erwähnt ist bereits, daß in den Streitigkeiten um den rechtmäßigen Herrscher, wie in dem gegenseitigen Verhältniß der nordfriesischen Rechtscommunen oder Harden zu einander die Frage des Vortheils nicht selten schwerer wog, als politische Sympathie und nationale Verwandtschaft. Wie der Historiker in der Vorzeit unserer Nation Züge interessenloser Begeisterung vergeblich sucht, Momente einer gehaltvollen Schwärmerei, wodurch andere Völker über die Trivialität des Genießens und Entbehrens, der Arbeit und des Erwerbes zeitweilig emporgehoben und fortgerissen werden, so wird, wer aus dem Alltagsleben der Volksindividuen statt aus der Geschichte den allgemeinen Character erkennen wollte, viel kühle Berechnung und Ueberlegung, viel vernünftige Besonnenheit und Ruhe finden, aber wenig leichten Sinn und selten ein glückliches Sich-selbst-vergessen. Auf den Ruhm einer zu aller Zeit sich kund gebenden Biederkeit, Willenskraft und Ausdauer wirft eine beschränkte, vorsichtige Selbstsucht einen häßlichen Schatten. Diesem gemäß wird in unsern Gegenden das Geld nicht so sehr als ein Mittel, sondern vielmehr als ein Endzweck hochgeschätzt. Weder gebraucht man dasselbe gern zu Speculationen, bei denen es ja möglicherweise

verloren gehen könnte, noch zur Verſchönerung und Cultur des Lebens, noch viel weniger zu Unternehmungen, die dem Allgemeinen zu Gute kommen. Ehrenhaft und wünſchenswerth iſt ein Betrieb oder ein Geſchäft, wodurch die Luſt zur Thätigkeit Befriedigung erhält; aber wünſchenswerther gilt die Ruhe und Sicherheit, die ſich auf den ſchon erlangten Beſitz der edlen Metalle gründet. Für einen Fremden iſt es nicht ſo leicht zu entſcheiden, ob die einfach ſparſame Lebensweiſe nur eine Folge der Einfachheit des Sinnes und einer frohen Genügſamkeit iſt, oder ob Liebe zum Gelde dem Munde einen gewünſchten Genuß und dem Hauſe Schmuck verſagt. Jedoch unſer Chroniſt Hanſen klagt ſeine Landsleute des Hanges zu übertriebener Sparſamkeit an, und als ein verdächtigendes Zeugniß gegen unſern Volksſtamm muß der Umſtand erſcheinen, daß das einzige in nordfrieſiſcher Sprache geſchriebene Buch gegen das Laſter des Geizes gerichtet iſt. Derſelbe egoiſtiſche Sinn, der eine frieſiſche Harde mit der andern entzweite, äußert ſich bei der Ruhe des Meeres und der Politik in neuerſter Zeit als mangelnder Gemeinſinn. Enge, perſönliche Intereſſen erſchweren in Nordfriesland das Zuſtandekommen allgemein nützlicher Unternehmungen; aber jene ſind mit nichten ein Product der Gegenwart, wie Etliche meinen, ſondern ein bleibender Fehler des Characters. Denn ob eine ganze Harde, ihres zunächſt liegenden Vortheils wegen, eine andere preisgiebt, oder ob der Einzelne, deſſen Haus zufällig vor den Fluthen geſchützt liegt, ſich weigert, die allgemeinen Deichlaſten mitzutragen, das bleibt im Weſen daſſelbe, wie es im Weſen daſſelbe bleibt, ob ein Bauer das Eigenthum des andern durch Würfel an ſich bringt, oder ein König das Land des andern durch Soldaten.

Immer zuſammen mit überwiegendem Egoismus findet ſich ein gewiſſes Maß von Verſchloſſenheit. Der Nordfrieſe theilt

ſich nicht leicht mit, er iſt behutſam und nicht ſelten vorſichtig bis zum Mißtrauen, beſonders gegen Fremde. Wie ſchwer die Menſchen dieſer Gegend aus ſich herausgehen, wie ſie ihr ruhig kaltes Weſen immer bewahren, das zeigt ſich beſonders bei ihren gemeinſamen Vergnügungen. Es iſt vielleicht in der ganzen Welt kein Jahrmarkt ſo ernſten Characters, als z. B. der auf Föhr; man ſieht denſelben wohl, aber man hört ihn kaum, kein luſtiger Geſang erſchallt, keine Muſik, als nur zum Tanze; die Polizei hat keinem Ausbruch ausgelaſſenen oder liebenswürdigen Leichtſinns, keinem kecken Humor zu ſteuern; ſtumm zieht Alles an den Buden mit den Verkaufsgegenſtänden vorbei, und erſt nach tagelanger Betrachtung und Prüfung entſchließt man ſich zum Kauf. Ebenſo ernſt und ruhig geht es beim Schießen nach der Scheibe her, das im Winter, wenn die junge Mannſchaft zu Hauſe iſt, nicht ſelten geübt wird. Ein Volksfeſt iſt dergleichen nicht; es ſind irgendwo Einige zuſammengekommen, die für die Arbeit des Meiſterſchuſſes den beſtimmten Gewinn beanſpruchen; das Dorf oder den Flecken geht das Nichts an, und auch die Frauen und Mädchen kümmern ſich nicht darum. Die Luſt zum Tanze ſoll auf den nordfrieſiſchen Inſeln in der letzten Zeit bedeutend zugenommen haben, ſodaß die Polizei, die nun einmal auch die Sorge für Sittlichkeit und gute Sitten hat, bemüht iſt, das Uebermaß jenes, allen Ländern und Zeiten gemeinſamen Vergnügens zu verhüten. Aber nationale Tänze kennt und übt man hier faſt gar nicht; ernſt und ſchweigend holt ſich der Tänzer das Mädchen und überläßt es ihr, ſich ihren Platz wieder zu ſuchen, wenn er ſeine Pflicht erfüllt hat. Freilich weicht der Ernſt gegen das Ende oft einer ausgelaſſenen Fröhlichkeit, aber nicht ohne Mitwirkung des Geiſtes, der in der Traube oder im Korn gebunden iſt. Dann auch ertönt Geſang, während ſonſt in den Häuſern, auf den Wegen,

bei der Arbeit das alte Sprichwort wahr bleibt: „Frisia non cantat", Friesland ſingt nicht. Die alten ſinnreichen Ceremonien und Aufzüge bei Hochzeiten ſind nach und nach in Vergeſſenheit gerathen; nur bei den Verlobungen wird, wenn der eine Theil aus der Fremde iſt, von jungen Leuten am Abend ein mit Fahnen und Laternen geziertes Boot auf einem Wagen durch die Straßen gezogen.

Wo ſich im Ernſt wie in der Luſt des Lebens vorwiegend die Ruhe zeigt, da iſt das entweder ein Zeichen einer ſchwachen Willenskraft und einer ſchwer anzuregenden Empfindung, oder es hält der Energie der Triebe und des Willens eine ſtarke Beſonnenheit der Vernunft das Gleichgewicht. Wer mit unſern Inſulanern auch nur oberflächlich bekannt iſt, wird bald bemerken, daß Alles, was in ihren Geſichtskreis kommt, den Verſtand anregt. Freilich wirft jeder Menſch die Frage nach den Urſachen des Geſchehens und den Gründen der Erkenntniß auf; aber die größere oder geringere Bedeutſamkeit, welche dieſer Frage gegeben wird, unterſcheidet nicht nur den denkenden Menſchen von dem vorwiegend ſinnlichen, dem Alles ein Gegenſtand des Begehrens oder Abſcheues iſt, ſondern kennzeichnet auch Nationen. Vielleicht haben unter allen germaniſchen Völkerſchaften die Frieſen die ſtärkſte Anlage zur beſonnenen Betrachtung, zur Erhebung über den nächſten ſinnlichen Eindruck, nicht in das Gebiet der Phantaſie, aber in das der bedingenden Urſachen. Als im ſiebzehnten Jahrhundert die Nordfrieſen die Küſtenſchifffahrt und armſelige Fiſcherei aufgaben und ſich auf fernen Meeren den Ruhm praktiſcher Seeleute erwarben, erwies ſich die allen behauptete glückliche Begabung an der ſogleich erwachten Luſt und Pflege der Theorie. Ein Prediger auf Föhr, mit Namen Richardus Petri, gab den Anlaß zu einer, für unſere Gegenden characteriſtiſch gewordenen Bildung. Er unterrichtete unentgeltlich

in der Navigationswiſſenſchaft, mit der einzigen Bedingung, daß ſeine Schüler ebenfalls umſonſt das Gelernte weiter verbreiteten. Seitdem iſt dieſe Wiſſenſchaft mit den dazu gehörigen Hülfsmitteln fleißig von den ſeefahrenden Frieſen geübt worden, wobei ihnen eine lange Zeit hindurch die erwähnte Regelmäßigkeit ihrer Reiſen, die jährliche Winterruhe, ſehr zu Statten kam. Faſt in jedem Dorf unterrichtete in früherer Zeit irgend ein erfahrener Commandeur oder Capitän die jungen Leute in der Theorie des Gewerbes, das ſie entweder ſchon trieben, oder zu dem ſie beſtimmt waren. Mathematik und Aſtronomie bildeten die Hauptgegenſtände des Unterrichts für die Confirmirten, während die Kinder in den erſten Elementargegenſtänden des Wiſſens Unterweiſung erhielten. So hatte hier das nahe liegende Bedürfniß Volksſchulen gebildet, die von der Kirche unabhängig waren. Es verſteht ſich aber, daß da, wo ſolche Einrichtungen wie von ſelbſt getroffen werden und ſich faſt Jahrhunderte lang halten, eine natürliche Begabung der Lehrer wie der Lernenden für die Gegenſtände des Unterrichts vorhanden ſein muß. Das Talent zur Mathematik und alſo auch zu aller Art empiriſchen Wiſſens, wozu dieſelbe die Hülfswiſſenſchaft bildet, iſt bei den Nordfrieſen vielfach wahrgenommen. Rechnen und Mathematik bildeten in den Volksſchulen lange Zeit die vornehmſten Lehrgegenſtände; und wenn auch die alten, in der Navigationskunde bewanderten, durch Reiſen und Gefahren gebildeten Praktiker in mancher Beziehung den Forderungen nicht mögen entſprochen haben, die man jetzt an einen Schulamtscandidaten ſtellt: ſo war doch in unſern Gegenden eine ſelten glückliche Harmonie zwiſchen der Schule mit ihren Unterrichtsgegenſtänden einerſeits, und dem allgemeinen Talente wie Berufe andererſeits. Aber ſolche exceptionelle Stellung der Schule verträgt ſich nicht mehr mit den Begriffen, die man augenblicklich von

Bildung hat, ebenſo wenig wie mit dem überall herrſchenden Princip, auch in ihrem Reiche Alles möglichſt uniform zu machen. Seitdem mit dem Anfang unſers Jahrhunderts die Schule auf den Inſeln aufhörte, in der alten originellen Weiſe ein freies Volksinſtitut zu ſein, und nur examinirte Seminariſten als Lehrer angeſtellt wurden, iſt der Unterricht nicht mehr ſo vorwiegend wie ehedem auf das durch die Naturverhältniſſe Nothwendige gerichtet, er hat einen mehr univerſellen Zweck; ob das aber ein Fortſchritt für unſere Inſulaner iſt, könnte beſtritten werden. Clement iſt dieſer Meinung nicht; er klagt, daß die allgemeine Schulbildung den Außenlanden nicht angemeſſen ſei.

Was durch das angeführte Factum, durch die Liebe und Pflege der Theorie bei der praktiſch ſeemänniſchen Tüchtigkeit der nordfrieſiſchen Inſelbewohner, dargethan wird, daſſelbe bemerkt hier ſelbſt ein oberflächlicher Blick im gewöhnlichen Leben und Verkehr. Wenn überhaupt bei den nördlich wohnenden Nationen abſtracte Begriffe und Principien auf das Handeln einen ſtärkern Einfluß üben, als bei Menſchen der mehr ſüdlichen Zonen, ſo gilt dies ganz beſonders von den Menſchen der nordfrieſiſchen Inſeln: ſtets wird der unmittelbar ſinnliche Eindruck von der beſonnenen Reflexion controlirt. Somit iſt die That ein Product der Ueberlegung; Uebereilungen laſſen ſich die Individuen unſers Volksſtammes ſelten zu Schulden kommen. Eine Folge davon iſt nicht nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Vergehen gegen die Rechte und das Eigenthum des Andern, ſondern auch jenes Verhältniß des Menſchen zum Menſchen, wohin der Staat mit ſeinen Geſetzen und Strafen nicht reicht, wird durch Ausbrüche der Leidenſchaft verhältnißmäßig wenig getrübt. Hiermit ſoll jedoch keineswegs über den ſittlichen Werth unſers Volksſtammes ein Urtheil abgegeben ſein. Im Gegentheil, ein

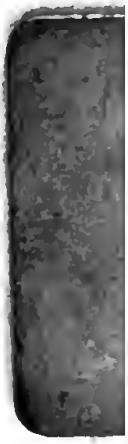
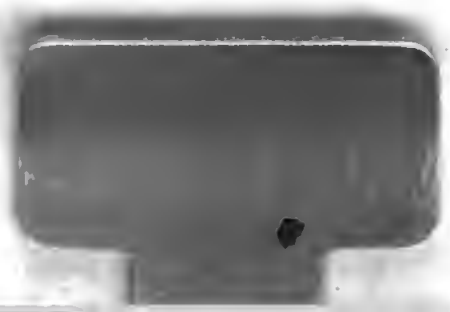
Jeder weiß, daß der eigentlich moraliſche Werth nicht darnach gemeſſen werden darf, ob durch ein Ueberwiegen der vernünftigen Betrachtung, oder durch kluge Abwägung der Folgen die Leidenſchaft in ihren Aeußerungen zurückgehalten wird. Was den ſittlichen Werth ausmacht, liegt tiefer; und wo es die verſtändige Ueberlegung zu übereilten Aeußerungen der Leidenſchaft nicht kommen läßt, da wird ebendieſelbe auch leicht ein gutes Herz von jenen unüberlegten Aeußerungen und Thaten zurückhalten, welche oft den Menſchen mehr ehren, als manche Vermeidung des Schlechten und manche Uebung des Guten, wobei die Ueberlegung, oder gar die vernünftige Berechnung zu Rathe geſeſſen hat.

Jenes erwähnte Ueberwiegen des Denkens über den unmittelbar ſinnlichen Eindruck bemerkt der Fremde, der mit den Bewohnern unſerer Gegend in Verkehr tritt, ſehr bald an der Klarheit und Sicherheit, mit der ſie ſich ausdrücken, an ihrem unbefangenen und doch beſcheidenen Weſen. Wenn ja durch die Anrede einige Verlegenheit entſtehen ſollte, ſo tritt dieſelbe doch nie ſehr bemerkbar hervor, oder hat gar Einfluß auf das ruhige Denken. Nicht bloß die Männer, die weit umher geweſen ſind, ſondern auch die Frauen, die nie vom Hauſe kommen, zeigen Klarheit des Urtheils, ein gefaßtes Weſen, das ihnen ſehr wohl anſteht und unfehlbar ſogleich ein gutes Vorurtheil erweckt. Wer Gelegenheit hatte, mit den Landbewohnern verſchiedener Gegenden zu verkehren, wird hier überraſcht werden durch das Ueberlegte und durch den ordnungsmäßigen Gedankengang, der ſich in der Darſtellung einer Sache kund giebt. Die Logik iſt den Leuten hier angeboren, und damit auch eine gewiſſe Grammatik. Abgeſehen von einigen eingewanderten Danismen und einigen aus dem Niederdeutſchen herübergenommenen Ausdrücken, iſt an dieſer äußerſten Grenze der deutſchen Zunge das Hoch-

deutſch, in Vergleich mit andern Landdiſtricten, wohlklingend und correct, in auffallendem Contraſt zu ſüdlichen und weſtlichen Grenzländern. Und doch iſt hier, wie ſchon oben bemerkt, die Gefahr der Sprachmengerei größer als irgendwo ſonſt. Denn die Eingeborenen lernen als ihre eigene Mutterſprache das Frieſiſche, das auf Föhr allein zwei Dialekte bildet; in der Schule alsdann, als Sprache der Bücher und der Religion, das Hochdeutſche; im Verkehr mit den Eingewanderten nicht nur das Niederdeutſche, ſondern auch noch das Däniſche; ſodaß die Zahl Derer nicht klein iſt, die in dieſen vier Zungen nach Bedürfniß zu reden wiſſen.

Es war der nächſte Zweck dieſer kleinen Schrift, den in unſerer Gegend fremden Gaſt mit Land und Leuten ſo weit vertraut zu machen, daß er ſich die Eigenthümlichkeiten, die ihm daſelbſt auffallen, zu erklären im Stande ſei. Wer zur Erholung oder zur Stärkung der Geſundheit ans Ufer des Meeres flüchtet, dem muß es von Bedeutung ſein, einmal gänzlich aus der vollen Gewohnheit ſeines alltäglichen Lebens und Treibens in eine andere Welt verſetzt zu werden, denn eben der Wechſel aller ſinnlichen Eindrücke übt eine wohlthätig heilende Wirkung aus. So viel nun wird aus dieſen Blättern klar geworden ſein, daß das geſchilderte Land ſammt ſeinen Bewohnern des Originellen genug hat, um den daſelbſt Fremden eine kleine Weile die ermattende Gewohnheit ſeiner Welt, die er verließ, vergeſſen zu machen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

N
Ungefährer Meridian
von Darmstadt, Giessen
u. Zürich
26° 14' östl. v. Ferro.
4° westl. v. Kopenhagen.
Haff Deich
Vogel Koye
Nisshörn
Boldixum
Wyck
54° 42' nördl. v. Äquator
Breite v. Königsberg
Damenbad
Herrenbad
Fluthströmung
Ebbeströmung

Förster Buchh.